



Berlin, den 14. September 1901.

Der Sieg des Drachen.

Zwei deutsche Offiziere, ein General und ein Major, sind einem fremden Prinzen bis Basel entgegengeereist. Der Deutsche Kaiser und seine Frau wollten diesen Prinzen auf dem Bahnhof der Wildpark-Station erwarten und huldvoll empfangen; und als diese Absicht ausgegeben war, sollte wenigstens der Kommandant der Stadt Potsdam, ein Moltke, sich auf den Bahnsteig bemühen. Alle Ehren, die ein mächtiger Monarch einem willkommenen Besucher erweisen kann, waren dem Gast, seit er die ferne Heimath verließ, erwiesen worden; jetzt sollte er im Hause des Preußenkönigs wohnen, von ragendem Sitz der Herbstparade des Gardecorps zuschauen und an Prunk sollte es ihm so wenig wie an wechselnden Vergnügungen fehlen. Galt solcher Ehren Fülle einem dem Hohenzollernhaus werthen Verwandten? Entsandte ihn als seinen Vertreter ein dem Reich befreundeter Staat, dessen Verdienst um Deutschlands Wohlergehen würdig belohnt werden sollte? Brachte er der Deutschen gekröntem Vertrauensmann eine Freudenbotschaft? Nein. Sein Besuch ward mit der Waffen Gewalt erzwungen und hatte den Zweck, die hoch thronenden Urheber einer Schandthat zu entschuldigen. Wenn wir läsen, Herr Abdul Hamid, der Beherrscher aller Gläubigen und Verächter aller Gläubiger, habe, um sich von dem Wortbruch, den der hartgefottene Gauner Constans ihm nachsagt, zu entschulden, den Sohn einer Kebsle nach Paris gesandt, diesem mit der Abbitte Beauftragten seien, auf des Präsidenten Befehl, zwei Offiziere bis an die französische Grenze entgegengeeilt, er wohne nun, nachdem der General Sausnier ihn vom Bahnhof geholt hat, im Glanz

des verfallener Schlosses und werde mit allen Ehren bewirthe, die eine Republik einem fürstlichen Gast gewähren kann, — wenn wir Das läsen, wir würden ob solcher Ceremonialsitte verwundert die Köpfe schütteln. Und doch steht auf der langen Liste der auf des Sultans Wink Hingemordeten einstweilen noch kein französischer Gesandter. Prinz Tschun aber — so heißt der gelbe Herr, um den ein Kaiserpaar sich Tage lang plagen sollte — trat die Reise in die Hauptstadt des Deutschen Reiches an, weil nach dem Paragraphen 1a des Verständigungsprotokoles der Boghdo-Khan sich verpflichtet hat, für die Ermordung des Freiherrn von Ketteler durch einen Sondergesandten Abbitte leisten zu lassen. Die Mandschuветtern des Prinzen Tschun, dem unsere sozialdemokratische Presse früh den netten Titel eines Sühneprinzen verliehen hatte, werden vielleicht finden, daß die Bußfahrt sich nicht allzu wesentlich von einer Amusirreise unterscheidet, und wünschen, wenn wieder einmal Etwas zu sühnen ist, auch mit solcher von Peking über Tokio fidel bis nach Potsdam führenden Sinecure bepründet zu werden.

Wenn wieder einmal Etwas zu sühnen ist? Ja, diese Möglichkeit ist eben doch ausgeschlossen. Ganz und gar. Das gerade macht den errungenen Erfolg so groß, so werthvoll und weltgeschichtlich bedeutsam. Sorgenlos können wir fortan auf dem berühmten Platz an der Sonne sitzen. Der Ausdruck stammt zwar nicht vom Grafen Bülow, sondern vom Pater Lacordaire, der vor manchem Jahrzehnt schon *une place au soleil de la patrie* forderte; doch diese Feststellung ändert nichts an der segenvollen Thatsache, daß für dieses Säkulum wenigstens vom fernem Osten nichts zu fürchten ist. Die Chinesen haben uns kennen, unsere höhere Kultur bewundern, vor unserer Kraft zittern gelernt und werden sich hüten, abermals mit uns anzubinden. Alle gesitteten Mächte der östlichen und der westlichen Welt sahen sie im starken Bund sich gegenüber und wurden der eigenen Jammerschwäche sich endlich bewußt. Jedes Opfer, das von ihnen verlangt ward, bringen sie, müssen sie bringen. Prinz Tschun hat im Namen des Himmelssohnes abgebeten. Dem Freiherrn von Ketteler wird in der Straße, wo er von Mörders Hand fiel, ein Denkmal gesetzt. Die Prinzen Tuan und Lan sind verbannt und sollen ihr Leben hinter Kerkermauern enden. Drei Mandarinen sind zum Selbstmord, drei andere zum Tod durch den Strang verurtheilt worden. Fünf Tote wurden im Grabe rehabilitirt, drei Tote degradirt. Keiner von den Würdenträgern, die gegen Fremde Verbrechen begangen oder zu solchen Verbrechen Beihilfe geleistet hatten, ist der gerechten Strafe entslüpfst. Auf den entweihten Friedhöfen der Fremden werden Sühnejäulen errichtet. Zwei

Jahre lang mindestens dürfen Waffen, darf Munition nicht ins Mandschu-reich eingeführt werden. Bis zum Jahre 1940 hat China 450 000 000 Taels als Entschädigung an die Großmächte zu zahlen, deren Rächeraktion es frevelnd heraufbeschwor. Den Fremden wird ein eigenes Stadtviertel angewiesen, das armirt werden kann; und die Gesandten dürfen sich Wachen halten. Die Taku-Forts fallen, die Verbindung zwischen Peking und dem Meer bleibt offen und die Fremden haben das Recht, die auf dieser Verbindungsstraße wichtigsten Plätze zu besetzen. Bei Todesstrafe ist jedem Chinesen und Mandchu verboten, einer fremdenfeindlichen Gesellschaft Mitglied zu werden. China ist bereit, über eine Aenderung der Handelsverträge mit den Mächten zu konferieren und zur Besserung der Flußläufe des Peiho und des Whangpoo beizutragen. Die Gesandten werden am pefinger Hofe künftig mit höheren Ehren als bisher empfangen und das Tsung-Li-Yamen wird in ein Ministerium für auswärtige Angelegenheiten umgewandelt werden. Das Alles haben die Chinesen versprochen, haben sie zum großen Theil schon erfüllt, — „zur Zufriedenheit der Mächte“, wie es im Schlußsatz des Protokoles heißt. Mehr war doch wirklich nicht zu erreichen. Die gelben Kerle werden uns nie mehr Barbaren nennen, sich gegen die Europäerkultur nicht länger sperren. Das ungeheure Reich ist rauh aus dem Schlaf gerüttelt und sieht nun, was es versäumt hat. Den gestitteten Exporteuren der ganzen Erde reift da goldig eine blutrotte Saat. Und selbst der Aengstlichste braucht nicht zu fürchten, daß in absehbarer Zeit je einem Fremden wieder in China auf dem Haupte ein Haar gekrümmt wird.

* * *

Das wird geschrieben, gesetzt, gedruckt und würde, weil es fast schon entschlummerte Hoffnungen angenehm figelt, gern auch geglaubt. Dem Nüchternen aber, der die Urtheilskraft nicht vom Wünschen und Hoffen einwiegen ließ, wird in der ganzen Darstellung nur ein Satz sicher, unbestreitbar scheinen: der, daß mehr nicht zu erreichen war. Die Tabelle der Errungenschaften wird er kühlen Blicks überfliegen. Denkmale und Sühnesäulen nügen uns eben so wenig, wie sie den Chinesen schaden, deren am Irdischen haftender Sinn allem Transszendenten, allen Sentimentalitäten verschlossen ist. Ueber die traurige Posse der Verbannungen, Hinrichtungen, Selbstmorde, Degradirungen und Rehabilitirungen ist kein Wort zu verlieren. Ob in einem Vierhundertmillionenreich, wo ein Menschenleben billiger ist als eine Meße Reis und ein Wink des allmächtigen Khans ganze Geschlechter

köpft, auch auf fremdes Geheiß einmal ein paar Mandarinenhäupter vom Kumpf fallen: darum bekümmert sich selbst der ärmste Kuli nicht auf seiner Theeplantage. Er freut sich am Ende sogar des Henkertodes alter Tyrannen; und in der Oberschicht bessert sich durch solche Hinrichtungen die Aussicht auf Avancement. Hätten die Ying-Yieng, Tzu-Sien und Konsorten ihren Tribut mal nicht pünktlich geliefert, ihren Zopf nicht nach der Vorschrift gefettet oder im Himmelspalast bei nächtigen Audienzen genießt: ihre Strafe wäre nicht geringer gewesen. Auch weiß Niemand, ob wirklich die Richtigen gehenkt worden sind, und Jeder, daß Tuan und Van in Turkestan oder anderswo einen guten Tag leben und hinter dem großmächtigen Bannbrief eine lange Nase machen. Waffen und Munition wird China übermorgen bekommen, so viel es haben will und bezahlen kann; die nützliche Kapitalistensitte, in Nothfällen Kanonen als Klaviere, Gewehre als Regenschirme zu deklarisiren, ist ja nicht nur für Afrika erfunden; und an Unternehmern, die Lust haben, in China Waffenwerkstätten und Pulverfabriken zu bauen und den Krupp, Armstrong, Erhardt und Maxim der Mandchu-Dynastie zu spielen, wird es weder in Europa noch in Nordamerika fehlen. Das Verbot, fremdfeindlichen Gesellschaften beizutreten, kann kaum allzu Viele schrecken, weil solche Gesellschaften sich selten mit Zweck, Sitz und Saßung ins Firmenregister eintragen lassen. Die Besserung der Flußläufe wird den gelben Bauern und Händlern lieber sein als den weißen. Ein besonderes, zur Armirung geeignetes Fremdenghetto, Gesandtschaftswachen, offene, nicht von feindlichen Forts beherrschte Straßen zum Meere: sehr schöne Dinge, die leider den einen Mangel haben, daß sie nur in friedlichen Zeiten die Ruhe der Fremden verbürgen, in Zeiten also, wo auch vor dem Duzendparagraphenwerk der Europäer und Yankee in China behaglich lebte. Wenn ein nach Hunderttausenden zählendes Heer wilder Patrioten vor Tien-Tsin rückt, den Durchzug erzwingt, die Peking dem Meer verbindende Straße fester sperrt, als ein Fort es vermöchte, und mit seinem Gewimmel die Hauptstadt überschwemmt, dann wird das Häuflein der Weißen nicht viel besser bewahrt, vor Hunger und Ueberfällen nicht viel sicherer sein als im vorigen Sommer. Vierandeinhalbhundert Millionen Taels geben freilich eine recht runde Summe; zunächst aber sind sie im Weltwesten geborgt; und ob sie jemals zurückbezahlt werden?.. Laufen die Zinsen prompt ein und ist die Amortisirung 1940 beendet, dann wird das Deutsche Reich einen großen Theil seiner Auslagen gedeckt haben. Das wäre noch kein übermäßig hell glänzender Erfolg; und er wirft, bei Licht besehen, noch einen

Schatten von beträchtlicher Breite. Um die Schuld abzahlen zu können, erhöht China nämlich vom Oktober an die Seezölle. Ist nun der Sag, daß den Zoll das Ausland trägt oder mindestens mitträgt, nicht ganz falsch — und ganz kann es nicht sein, sonst würden die Russen sich nicht so empfindlich gegen den im deutschen Tarifentwurf geplanten höheren Roggenzoll regen —, dann bezahlen die Mächte, die künftig noch mehr Waaren als früher nach China zu verschiffen hoffen, selbst einen hübschen Theil der Kostenrechnung, deren Begleichung doch eben vom schuldigen Reich der Mitte erzwungen sein soll. Der europäische und der amerikanische Händler, der nach dem ersten Oktober über See Waaren nach China schafft und sie im Einfuhrhafen mit fünf Prozent verzollt, bezahlt also einen Theil der Entschädigung, die den Chinesen in Monate währenden Staatsaktionen abgedrungen worden ist. Li-Hung-Tschang, einer der reichsten und zugleich schlauesten Männer der Erde, und Sir Robert Hart, der kluge Organisator chinesischer Finanzwirthschaft, mögen gleichmüthig haben, als sie über dieses Meisterstück gelber Kunst einig geworden waren. Die Engländer können immerhin noch über Hongkong und Wei-Hai-Wei Waaren einschmuggeln und die geliebten Händler, die seit Jahrzehnten in Shanghai und Umgegend sitzen, für sich arbeiten lassen. Den Russen bleibt der Landweg, den Franzosen Tongking als Einfallsthor. Deutschland aber hat einstweilen nur den ungenügenden Hafen von Kiautschou, der weitab vom lohnendsten Hinterland liegt. Jedenfalls wird die Kriegsschuld weder der Regierung noch dem Volk in China Kopfschmerzen machen. Die Regierung erpreßt das Geld ja doch vom Volk, dem es gleich gelten kann, ob die ihm entrissene Münze in den Sädel der Fremden oder in die weiten Taschen der Mandarinen verschwindet. Und welche ungeheure, ungeahnte Demüthigung die Weltdummelei des Sühneprinzen für das Reich der Erdmitte und dessen Kaiser ist, sah zwischen Pfingstberg und Pfaueninsel eben erst jedes wache Auge.

Anderes hatten die Deutschen erhofft, die fromm stets dem offiziell befohlenen Glockengeläut lauschen. Anderes war in Reden, die schöner Zorn aus ungestüm pochendem Herzen auf die Lippe trieb, war auch im leiseren Evangelium Bernhardi ihnen verheißen worden. Kalt sollte, nach langen Jahrhunderten, jetzt die Rache für alle Mongolengräuel genossen, der Kampf der für ihre heiligsten Güter sechtenden Völker Europas gegen die gelbe Rasse bis zum entscheidenden Siege geführt und nicht eher dem Ganzen Halt geblasen werden als in der Schicksalsstunde, da China zitternd im Staube lag und im Diskant der Entmannen noch Barmherzigkeit winselte und Frieden

erflehte, Frieden um jeden Preis. Dann war die Zeit gekommen, den Asiaten zu zeigen, welche Wunder der an Asiens Grenze geborene Glaube im gefängigten Sinn der Europäer zu wirken vermag. Wenn die Chinesen sahen, wie der starke Sieger, der den Fuß doch auf ihrem Nacken hatte, sich weise zu mäßigen und jede das Menschengefühl schändende Grausamkeit streng zu meiden mußte, dann konnte, dann mußte das Christenthum endlich auch in China seinen Einzug halten und die Gemeinde des Weltenheilslands um eine halbe Menschenmilliarde mehren. Doch damit dieses Ziel neuer Kreuzritterwünsche erreicht werde, durfte Europa keine Kraftanstrengung scheuen; denn nur großer Einsatz verspricht großen Gewinn. Zwanzigtausend, dreißigtausend bewaffnete Männer mußte, mit Feldgeschützen und Kriegsgeräth aller Art, Deutschland allein übers Wasser schicken, um anderen Reichen ein weithin leuchtendes Beispiel zu geben, und jedem der jungen Krieger, die freier Wille ans Gelbe Meer eilen hieß, mußte eingeschärft werden, so die Waffe zu führen, daß in zehnmal zehn Jahren kein Chinese je wieder wagen könne, einen Deutschen schein anzu sehen. Ward dieser Weisung gehorcht und nicht nach schlechter Michelgewohnheit an den Kosten geknausert, dann war die Weltwende nah „und jauchzend sah Europa seinen Feind an selbst geschlagenen Wunden sich verbluten“. Aus blutigen Schlachtfeldern aber, aus Schutt und Asche bestraster Städte erblühte nun erst die wahre Blume der Erdmitte, die Tjunghwa, die der Hochmuth der gelben Männer seit Jahrtausenden träumt, erstand das neue, christianisirte Chinesenreich freien Handels und Wandels. Ein Riesenschritt war auf dem steinigem, durch Dornendickicht und Fieberjümpfe führenden Weg der Kultur gethan, die prästabilirte Harmonie aller Menschheitinteressen selbst dem Blinden sichtbar geworden.

Das war die Verheißung. Und die Erfüllung?



Vord Seymour, der britische Admiral, hat aus China den Eindruck zurückgebracht, um die Sicherheit der Fremden und um die Möglichkeit lohnenden Handelsverkehrs sei es jetzt schlechter bestellt als vor zwei Jahren. Den Christenpredigern, die ihres Heilands Lehre nach Ostasien tragen, ist für jeden Versuch einer Fortsetzung der Propaganda die äußerste Vorsicht empfohlen worden; und dennoch kommen von den Stationen katholischer Missionare schon wieder Berichte über die Ermordung christlicher Europäer. Heimkehrende, Soldaten und Kaufleute, erzählen, in Peking glaube kein Weißer, daß unter den Hingerichteten auch nur ein schuldiger Würdenträger

höheren Ranges war, und die Lippen der hinter der Großen Mauer schwitzenden Diplomaten selbst verziehe ein viel sagendes Lächeln, wenn man sie frage, ob die Identität der als Sühneopfer Verurtheilten und der Toten festgestellt sei. Der kränkliche Schattenkaiser, die starke Dame Tse-Si, der Hof, von deren Pomp keiner der „blonden Teufel“ den kleinsten gelben Feggen zu sehen bekam, sind in die Heilige Stadt noch bis heute nicht eingezogen und an den Ufern des Peiho und Whangpoo wird geflüstert, dem Prinzen Tuan, dem Vater des künftigen Boghdo-Khans, gehe es unter russischem Schutz ganz vorzüglich. Auch die Boxerhäuptlinge seien recht guter Dinge und warteten getrostem Sinns auf den nahen Tag, der ihre patriotischen Bestrebungen wieder zu Ehren bringen werde. Das sind Gerüchte, die Wahres künden oder erfunden sein mögen. Sicher ist aber: weder wurde dem Christenglauben ein breiterer Weg ins Reich der Mitte gebahnt noch der Chinesen Respekt vor Europas Macht und Kultur verstärkt noch gar ein Beweis für die Einheit großmächtiger Menschheitinteressen geführt. Als greifbares Ergebnis ungemeinen Aufwandes bleibt: der amtlich mit dem bescheidenen Titel eines Verständigungsprotokoles belegte Friedensvertrag und die an Erlebnissen reiche Bußfahrt des neunzehnjährigen Knaben Tschun. Und zwischen Saporanda und Palermo hat während der letzten Wochen Mancher schon die Behauptung gewagt, ein solches Ergebnis wäre am Ende auch auf dem weniger ungewöhnlichen Wege der Flottendemonstration zu haben gewesen.

Wir haben freilich auch andere Stimmen gehört. In Hannover hat, als er dem Grafen Waldersee Einzugschren erwies, der Stadtdirektor gesagt, in China sei Alles erreicht worden, was erreicht werden sollte. Und in der Selbstanzeige, mit der sich der General-Feldmarschall seinen Mitbürgern an der Leine empfahl, las man staunend den Satz: „Andere Namen sind verblaßt; der deutsche Name ist hochgegangen.“ Der Stadtdirektor könnte ein guter Verwaltungsbeamter sein, ohne von Ostasien noch gar von den Fährlichkeiten internationaler Politik eine Ahnung zu haben. Der Feldmarschall aber war an der sichtbarsten Stelle fast ein Jahr lang in China thätig; er ist — er sagt es ja selbst — der Vater des Sieges und sollte doch wissen, was seiner Tenden Kraft im noch nicht erschöpften Schoß der alten Asia gezeugt hat. Die Frage, ob es in Preußen heutzutage wirklich schon einen General, einen Obersten giebt, der in der Provinz Tschili weniger geleistet hätte als dieser Achill, der sein eigener Homer sein möchte, können wir hier ausscheiden; und auch bei der anderen brauchen wir nicht mehr zu verweilen, ob die Bahnhof- oder Frühstückreden den banger Hörer das Doppelgenie erkennen ließen, von dem in einem Begrüßungshymnus gekündet ward:

In Sturmesgraus und in Tropengluth,
Umzüngelt von giftiger Eibenbrut,
So standst Du, den Fuß am Gewehre,
Von des Neides giftigen Pfeilen umschwirrt,
Dast tausend Häden Du weise entwirrt,
Ein Wächter des Rechts und der Ehre.

Kein Sedan zwar schuffst Du, kein Königgrätz
Und dennoch werden die Enkel Dich stets
Als den Gelben und Weissen verehren.
So lebst Du, ein Feldherr und Diplomat,
Gleich groß als Staatsmann wie als Soldat,
Einst in der Unsterblichkeit Sphären.

Ueber den Anspruch auf Unsterblichkeit läßt sich sehr häufig streiten; die Entscheidung fällt erst die Nachwelt, die manchen einst geräuschvollen Ruhm schon ohne Erbarmen belächelt hat. Da der Angejüngene sich nun wohl ruhig verhalten wird, braucht man ihm, einem alten Herrn, der, um auf seine Weise dem Reich zu dienen, sich immerhin recht lästigen Strapazen ausgesetzt hat, nichts Unfreundliches mehr nachzusagen. Nur von der Sache braucht man, nicht von der Person mehr, zu reden. Welche Namen also sind in China verblaßt? Verblaffen kann doch nur, was vorher in helleren Farben glänzte. Die in Peking mächtigsten Reiche, die einzigen, die dort ein Weltmachtprestige zu verlieren hatten, waren bis zum vorigen Jahr Rußland und Großbritannien. Daß Rußlands Name verblaßt sei, wird selbst der vorläufig letzte Ritter des Andreasordens nicht behaupten. Die Russen sitzen als Sieger sicher und warm in der Mandschurei; ihrem Wink g. horcht der um hohen Preis gemietete Li-Hung-Tschang, wird morgen Luans Sohn, der neue Mandschukaiser, gehorchen; und jeder Chinese weiß, daß er die Wägung und den frühen Rückzug der Großmächte dem Reußenkhan zu danken hat. Englands Machtaufwand mag nicht so ansehnlich gewirkt haben, wie er im Reich der Mitte erwartet wurde, und vielleicht ist für den gelben Mann der Briten nicht mehr der furchtbare Riese, der ihm in der Epoche der Opiumhändler Schrecken einflößte. Aber Graf Waldersee hat laut eben die Leistung der englischen Truppen gerühmt und England hat doch die deutsche Politik mitgemacht; wie soll da der englische Name verblaßt, der deutsche hochgegangen sein? In britischen Werkstätten wurden die Rügen fabriziert, die Europa aufrüttelten, aus England kam die Schwindelmär von den pelinger Mezeleien; zu dem Kreuzzug aber, der dieses schlauen Betrugers Folge war, gab Deutschland das Signal. Kein anderes Reich hätte daran gedacht,

solche Truppenmassen über den Ozean zu schicken, jedes zeigte deutlich, wie ungerne es dem deutschen Beispiel folgte. Gewiß: die Chinesen haben gesehen, über welche Wehrmacht das ferne Deutsche Reich verfügt. Das war Denen, auf die es ankommt, nicht neu, doch mag das sichtbare Symbol in der Massenphantasie ein heilsames Angstgefühl hinterlassen haben. Nur soll man deshalb nicht glauben, die Chinesen würden fortan lieber mit uns verkehren, williger deutscher Waare ihre Märkte öffnen. Auch wer nicht weiß, in wie geringem Ansehen bei den Schülern der Kong-Fu-Tse und Yao-Tse die Kriegertüchtigkeit steht, sollte sich sagen, wie er selbst in ähnlicher Lage handeln würde. Wird ein Kaufmann seinen Bedarf bei der Firma decken, die ihn in Zeiten geschäftlichen Ungemachs besonders hart bedrängt, ihm die unbequemsten Bedingungen auferlegt hat, als sie ihn saniren half? Doch wohl nur, wenn ein Vertrag oder die Noth ihn dazu zwingt. Kein Vertrag aber gebietet den Chinesen, die als geriebene Kaufleute längst einen Weltruf erworben haben, den Handelsverkehr mit dem Deutschen Reich; und erst recht keine Noth: was sie brauchen, können und wollen Russen, Jankoes, Franzosen, Belgier ihnen in überfließender Fülle liefern. Und Rußland, Nordamerika, Frankreich, Belgien haben sich weislich gehütet, dem Land ihrer Absaghoffnungen die gepanzerte Faust entgegenzuballen; sie haben die Rolle des wider des Herzens Willen zum Rächerwerk Gezwungenen gespielt, der nie die Menschenpflicht schonender Milde vergißt, und werden die Stunde zu wählen wissen, wo des Chinesengrolls größter Theil auf Deutschland abzuwälzen ist. Soll durchaus, trotz dem sehrreichen belgischen Beispiel, der Aberglaube fortwirken, nur Kanonen und Panzerschiffe bahnten heute dem Handel den Weg — dem Handel, dessen legitime Vertreter ja nicht ein paar Rheder sind —, dann grenze man mindestens China mit seinen besonderen Verhältnissen aus dem Geltungsbereich dieses Dogmas. Die kurze, an haltbaren Erfolgen leider noch arme Kolonialgeschichte des Deutschen Reiches muß Jeden nachgerade doch gelehrt haben, daß werthvoller als die stärkste Kolonialarmee die Erkenntniß der Nothwendigkeit ist, solchen besonderen Verhältnissen geschmeidig sich anzupassen. Das braucht Herr Albert Ballin — mit dem der aus Nachsichreden als Antisemit schärfster Tonart bekannte Feldmarschall merkwürdig intim ist — vielleicht nicht zu thun; und ihm, auf dessen megalomanische Hast vorsichtig wägende Kaufleute nachgerade übrigens schon mit leisem Mißtrauen blicken, und den Großexporteuren der Hansestädte kann man die Freude an dem bunten Värm einer Politik nachfühlen, die ihnen in Märchenferne das holde Bild festlich illumirter Häfen zeigt. Doch diese Herren

haben nicht das Recht, für Deutschlands Industrie und Handel das Wort zu führen. Die ernsteren Geister, die in der Produktion und in der den Waarenwerth steigenden Distribution thätig sind, umfängt nicht mehr der Traum von den auf Ostasiens fruchtbarem Boden nächstens reifenden fetten Jahren. Sie sehen, daß der berühmte „Aufschwung“, die Treibhausentwicklung der Industrie, nur durch ein Pumpsystem möglich ward, dessen Enthüllung manchen gestern noch sorglos Heiteren heute in bleichem Schrecken erschauern läßt, und ziehen eine Erholungspause neuen Abenteuern vor, die wieder über die Grenze des Vermögens hinauslocken müßten. Weder die Lust also noch die Kraft zu überseeischen Staatsaktionen ist während des letzten Jahres gewachsen; und keinem menschenverständigen Grund erblüht die Hoffnung auf einen erleichterten, reichere Frucht als früher tragenden Handelsverkehr mit China. Worin aber zeigt sich dann, in welchen sichtbaren Thatsachen, daß „der deutsche Name hochgegangen ist“?

Noch zeigt es sich nicht. Bald aber wird sichs zeigen. In einer Depesche an arnstädter Gymnasialisten hat Graf Waldersee, der, man sieht es, den Kindlein nicht wehret, via Sondershausen dem Erdkreis verkündet: „Stolz darf auch die deutsche Jugend auf die einjährige Expedition blicken, deren Segnungen unser Vaterland und unsere Kirche bald empfinden sollen“. Vaterland und Kirche. Handel und Glaube. Und bald . . . Statt der Erfüllung einer alten haben wir wenigstens also eine neue Verheißung.

* * *

Einstweilen müssen wir uns mit der Bußfahrt begnügen. Der tiefe Sinn dieser westöstlichen Ceremonie ist wohl nur den in der Hoflust Heimischen erkennbar geworden. Welche Bedeutung die Chinesen ihr beimessen, zeigten sie durch die Wahl des Bußfahrers: der Ernst der Sache forderte einen Mann und sie schickten uns einen Knaben, der gern die gute Gelegenheit ergriff, sich in Europa umzusehen. Herr Rumm von Schwarzenstein, Deutschlands Gesandter, dessen unglückliche Hand an allen Ecken dieser betrübenden Geschichte zu fühlen ist, widersprach nicht, sah vielleicht noch mit frohem Schmunzeln zu, als dieser Knabe mit Ehren überhäuft ward. In Peking wurde dem neunzehnjährigen Prinzen, den der alte Schall Si-Hung-Tschang, wahrscheinlich nach einer lustigen Zwiesprache mit dem Russenhauptling Giers, für die Büßferrolle passend gefunden hatte, eine Parade geboten; die Truppen präsentirten vor ihm das Gewehr, Graf Waldersee schien beglückt, solchem Herrn sein Siegerheer vorführen zu dürfen, und neigte immer

wieder mit ergebenstem Nicken das greise Haupt vor dem sachverständigen Gast. Dann gieng, nach feierlicher Verabschiedung, mit einer Ehrengarde nach Tien-Tsin und Shangai, wo im deutschen Generalkonsulat eine Galatafel gedeckt wurde; und als die Anker gelichtet waren, hatte ein preussischer General den Ehrendienst, ein preussischer Lieutenant das Amt des Reismarschalls zu versehen. Inzwischen wurden in Potsdam Säle geschuert und Köche gemiethet; denn das erlauchte Mandchufind sollte es in den Brunkgemächern der Orangerie doch behaglich haben. Diese Vorbereitungen blieben nicht verborgen; von dem geplanten Perronempfang und der Einladung zur Herbstparade wurde in der Presse geredet und aus unterthänig bangenden Herzen stieg schüchtern schließlich die Frage auf, ob des Guten nicht doch am Ende zu viel gethan werden solle. Von diesem Punkt führt uns kein Weg in die Klarheit. Was weiter geschah: wer weiß es und . . . wer sagt's? Sagts in dem Lande, wo jedem Bürger auf gilbendem Papier das Recht gewahrt ist, seiner Meinung freien Ausdruck zu geben? Ein eifriger Augustmorgen brachte mit Hagelschauern die Botschaft, des Sühneprinzen kaiserliche Hoheit sitze in Basel und wolle die badische Grenze nicht überschreiten. Neue, demüthigende Bedingungen seien gestellt, denen der Knabe Tschun sich nicht fügen wolle noch könne. Erstens müsse er mit seinem Busiprücklein warten, bis das Verständigungsprotokoll unterzeichnet sei. Zweitens dürfe er sich nicht mit Worten vagen Bedauerns über die Ermordung des Freiherrn von Ketteler begnügen, sondern müsse im Namen des Boghdo Khans ausdrücklich Verzeihung erbitten. Drittens habe die Schaar der chinesischen Würdenträger dem Deutschen Kaiser genau die selben Ehren zu erweisen, die der gelbe Sohn des Himmels von den seinem Drachenthron Nahenden heischt: jeder Mandarin müsse also im Muschelsaal des Neuen Palais dreimal mit der Stirn den Boden berühren und neunmal das Haupt bis zur Erde beugen. Das nennt man in China: Kotau — einzelne Zeitungsinologen sagen: Koto — machen. Und diese Bedingungen, hörten wir, seien sämmtlich, als unerfüllbar, abgelehnt worden. Gegen die erste war nichts einzuwenden; es war vernünftig, zu fordern, das Protokoll müsse unterschrieben sein, ehe das im Paragraphen 1a Verlangte geleistet werde. Als aber Herr Mumm von Schwarzenstein vorschlug, die Gesandten sollten die Frist bis zur Unterzeichnung des Vertrages nicht länger hinauschieben lassen, holte er sich bei den Vertretern der anderen Großmächte, wie so oft schon, einen Korb. Der zweiten und der dritten Bedingung konnte kein Mandchu sich fügen. Wenn der Chinesenkaiser Verzeihung erbat, so bekannte er sich des Mordes oder mindestens der Anstiftung

schuldig. Und wenn die Männer, die ihn vertraten, sich vor Wilhelm dem Zweiten auf den Muschelboden warfen, dann lag Kwang-Sü's Majestät selbst vor dem christlichen Herrscher im Staub und die Dynastie des Tsching-Reiches trug fortan das Bajallenjoch. Der Tatarenschädel des armen Jungen hätte sich in kindlicher Einfalt vielleicht mit dem grellen Gegensatz abgefunden, den die Ehre von gestern und die Schmach von morgen dem Verstand der Verständigen bot; doch er hatte nah und fern gute Berather, die ihn lehrten, daß auch in Deutschland die Suppe nicht so heiß gegessen wird, wie sie gekocht ward. So wurde von Basel denn nach Berlin telegraphirt: Pardon wird nicht erbeten, Kotau wird nicht gemacht. Eine üble Lage; sollte man Tschun ostwärts heimschwimmen lassen und ihm ein Heer nachschicken, das dem protestantischen Kaiser der Deutschen das Recht auf Kotau erstreite? Tage lang, eine Woche fast währte das Längen und Bangen. Dann eilte aus Norderney der Reichskanzler herbei und die Entscheidung fiel: Pardon wird nicht erbeten, Kotau wird nicht gemacht. Die Bahn war frei. Und der Sühneprinz bestieg lächelnd den Sonderzug.

Am Ziel seiner Reise wurde er von dem Kommandanten der Residenzstadt Potsdam, einem Wolke, empfangen, betretene Sakaien standen des Winkes gewärtig und in vierspänniger Galakutsche mit Spizreiter wurde Tschun an die Rampe des Orangeriepalastes befördert. Ungefähr in dem selben Aufzug gieng am nächsten Wittag ins Neue Palais. Der Kaiser saß auf einem Thron und grüßte den eintretenden Prinzen nur mit einer Handbewegung; so hatte er einst auch den edlen Vicekönig von Petschili empfangen. Zuerst sprach Tschun. Gar nicht demüthig; im Ton ruhigen Selbstbewußtseins, das die Grimasse des Stolzes nicht braucht. „Aus eigenem Antrieb nicht weniger als auf Verlangen der Mächte“ hat ihn der Bruder nach Deutschland gesandt. Zwar hat die gelbe Majestät den „Wirren“, deren Opfer Ketteler geworden sei, „im vollsten Sinn des Wortes fern gestanden“. „Dennoch hat nach dem seit Jahrtausenden bestehenden Gebrauch der Kaiser von China die Schuld daran auf seine eigene geheiligte Person genommen“. Und er bedauert; er bedauert aufrichtig. Er schickt auch ein Schreiben, dessen Wortlaut der Erb- und Oberhofinspizführer auf gelbe Seide gemalt und das ein anderer Großwürdenträger in gelbe Seide gebunden hat. Dieses Wunderwerk chinesischer Hofkunst ist zugleich ein Meisterstück chinesischer Diplomatie. Die beiden Reiche, heißt es da, haben stets „zu einander in den freundschaftlichsten Beziehungen gestanden“, die — der Komparativ scheint hier mehr als der Superlativ zu gelten — „noch inniger“ wurden, als Prinz Heinrich

nach Peking kam. Natürlich; nur solche Innigkeit erklärt, daß China, gewiß auch aus eigenem Antrieb, sich entschloß, Kiautschou dem Deutschen Reich zu verpachten. Leider störte die Faust der bösen Boyer dann die schöne Harmonie dieses Zweibundes und der Boghdo-Khan konnte nicht „rechtzeitig schützende Maßregeln treffen“. Da aber der Deutsche Kaiser die Güte hatte, „zum Wohl des chinesischen Volkes“ den Boyeraufstand mit der Waffen-Gewalt niederzwingen zu lassen, ist Alles wieder gut geworden; eigentlich noch viel besser, als es vorher war. Diese Darstellung wird in China von nun an als die offizielle, allein beglaubigte verbreitet werden. Die Antwort Wilhelms des Zweiten hatte eine dunklere Tönfarbe. Er macht die chinesische Regierung und „die Rathgeber des Kaisers“ für die Ermordung Kettlers verantwortlich und fordert von ihnen, sie mögen sich künftig an die „Vorschriften des Völkerrechtes und die Sitte civilisirter Nationen“ halten, wenn ihnen an freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland gelegen sei. Damit war die Audienz beendet; Verzeihung war nicht erbeten, aber in Aussicht gestellt worden. Was dann folgte, mußte jedes Ceremonienmeisters Herz erfreuen. Jetzt nämlich wurde dem Sühneprinzen, den vorher weder Offiziere noch Wachen beachtet hatten, die einer kaiserlichen Hoheit gebührende Ehre bezeugt. Sogar die Front einer Ehrencompagnie durfte er auf Filzschuhen abschreiten und eine Schwadron der Leibgardehusaren gab dem Heimkehrenden das Geleit. Der beschränkte Unterthanenverstand findet sich ja schwer in einer Welt zurecht, wo selbst die Brüder mächtiger Kaiser nicht immer Prinzen sind und ein Knabe dreißig Minuten nach Mittag wie ein ungebetener Bettler, vierzig Minuten später aber wie ein herzlich willkommener Fürst behandelt wird. In der dazwischen liegenden Zeit hatte Tschun aber seinem und seines Bruders ungemein werthvollem Bedauern Ausdruck gegeben. Und kein Chinese kann gegen solchen höfischen Klimawechsel unempfindlich sein. Aus dem Hofbericht erfuhren wir übrigens noch, der Kaiser habe den Prinzen besucht, ihn der Kaiserin vorgestellt und zu einem Gefechts-Exerciren mit folgendem Parademarsch und zu einer Dampferfahrt nach der Pfaueninsel geladen. Auch wird Tschun als Gast des höchsten Kriegsherrn in Westpreußen dem Kaisermandöver und der Kaiserparade zuschauen. Da wird er in Augustenheime einen anderen Preusentypus kennen lernen als den in Alfred Waldersee verkörperten, sehen, über welche Truppenmassen, über wie viele gepanzerte Schiffe und Torpedoboote der Deutsche Kaiser verfügt, und zu Hause erzählen, nur ein unglücklicher Zufall könne bewirkt haben, daß in der Schaar, die den Gesandten in Peking Befreiung brachte, kein einziger deutscher Soldat zu erblicken war.

Das war die Bußfahrt, über deren Verlauf ganz Europa sich nicht wenig gewundert hat. Von einem neuen Olmüz hat man gesprochen und über Tschuns Abenteuer unzählige Wize gemacht. Die sachliche Darstellung dieser Episode, die den Deutschen recht ernst stimmen sollte, wird genügen; keine Satire und kein Pathos kann ihren Eindruck verwischen noch ihn vertiefen. Jeder hat nun, klarer als je vorher, unseres Schicksals Lenker an der Arbeit gesehen. Bekümmerte Patrioten meinen, an der ganzen Geschichte sei das Schlimmste die Einfuhr des Kotau, des Wortes und des damit zu verbindenden Begriffes. Das habe dem neuen Deutschland gerade noch gefehlt und werde länger im Gedächtniß haften als Walderjees sämtliche Reden. Vielleicht haben sie Recht. Jedenfalls darf man nicht mehr darüber trauern, daß Bismarck des zwanzigsten Jahrhunderts Anbruch nicht erlebt hat; die neuste Bethätigung deutscher Weltpolitik hätte seinem verdüsterten Sinn den letzten Hoffnungshimmer geraubt. Vorbei . . . Die heute Lebenden aber sind lustig. Das Verständigungsprotokoll ist endlich ja unterzeichnet. Als der erlauchte Sühnetourist im Hotel Bellevue saß und sich der schönen Aussicht auf neue Vergnüglichkeit freute, kam die frohe Kunde. Drei Tage vorher hatten die Chinesen ihre Unterschrift verweigert. Jetzt waren sie bereit und der Scharlachstift des Großthans zog den Schlußstrich. Sie wählten die die Stunde, ihr Wille war frei geblieben und der Menschheit bewiesen: im Kampf mit dem Drachen hat das eisernde Mähnen der christlichen Ritterschaft kein Vorber besohnt.

* * *

Die Zahl Derer, die nun geduldig noch auf einer neuen Verheißung Erfüllung hoffen, ist wohl nicht allzu stattlich; nicht stattlicher als das Häuflein, das der Nachtragsberichtigung entschädigterer Offizidjen glaubt: dem Prinzen Tichun sei von Berlin aus das Uebererschreiten der deutschen Grenze verboten worden und nur deshalb sei der arme Knabe so spät nach Potsdam gekommen. Die Meisten haben sich, wie mit anderen Erfahrungsthatfachen modernster Geschichte, mit dem Sieg des Drachen abgefunden. Ein Sieg ist es; ein glanzloser, dessen Echo aber sehr lange nachhallen wird. Die Chinesen können sicher sein, daß ein europäisches, durch die Imperialistenkapelle aus Washington verstärktes Konzert ihnen nicht so leicht wieder den Schlummer stören wird und daß der Wahn zerrissen ist, im ruhenden Reich der Mitte sei bequem kostbare Beute zu machen. Sie haben den Großmächten die Lehre eingepreßt, die Bonaparte aus Moskau heimbrachte. Ihr Stolz wird

ins Tropische wachsen, ihre Schlaueit nie zweifelnd mehr vor der Wahl politischer Mittel stehen. Sie dürfen sich nach dieser Probe für unüberwindlich, ja! für unangreifbar halten. Und wenn sie künftig ihre Kultur die höhere nennen: darf dann Europa noch lachen? Kultur kann doch nur einer inneren Einheit entsprechen, einem Monismus, dessen Wurzeln in mystische Tiefen hinabreichen, dessen Wipfel auf eine enträthselte scheinende Welt herabschauen mögen. Daß der Chinese bewußt in solcher Einheit lebt, daß er denkt, wie er handelt, daß kein Abgrund ihm Glauben und Thun trennt: diese innere Sicherheit gab ihm den Sieg, giebt ihm das Recht, sich einer Kultur zu rühmen. Er sucht den Vortheil und hehlt nicht die Lust an listig errafftem Gewinn. Er hat die Moral des orientalischen Händlers, behauptet nicht, daß er Flüche mit Segenswünschen vergilt, pugt sich nicht mit dem Lichtgewand selbstloser Nächstenliebe. Sein Bekenntniß ist dem Bedürfniß der Alltagsnoth angemessen; und er leugnet nicht, daß im Kampf ums Dasein für Einzelne und für Völkergemeinschaften die Lüge oft die wirksamste Waffe ist. Und Europa? . . . Es war schon besiegt, als hinter der Front Millionen auf das Christenheer wiesen, das zum Rächerwerk über Weltmeere zog, und jede Macht fürchten mußte, von neidischen Nachbarn der Unwahrhaftigkeit geziehen zu werden.

Das Deutsche Reich kann den Schlag verschmerzen. Keinem Werdenden bleiben Enttäuschungen erspart; und jedem verständig Reisenden können sie Nutzen bringen. Heute schon wird nicht so leicht wie noch vor einem Jahr die Botschaft bei uns Gläubige finden, den Deutschen sei, ihnen allein, vorbehalten, von einem zum anderen Tage geologische Entwicklungszeiträume zu überspringen und die Wesensform ihres geschichtlich bedingten Daseins zu ändern. Ist solcher Zweifel, dem neuer, gesunderer Glaube entkeimen kann, nicht einen Kampf mit dem Drachen werth? Der Drache lebt; und über dem letzten Kreuzfahrersfähnlein flattert noch im Herbstwind der weiße Heimathwimpel. Wir wollen die Vandsleute, ohne Triumphbogen und hitzig übertreibende Rednerei, willkommen heißen. Konnten sie auch das Vließ des Drachen nicht in den Vaderaum ihres Schiffes frachten: nicht ganz vergebens haben sie geschwitzt, gelitten, geblutet. Ihre Jahresarbeit hat uns die Binde vom Auge gelöst, hat die Deutschen, eh es zu spät ward, deutscher Volkskraft feste Wurzeln erkennen gelehrt.



Die Hofkönigsburg.

Die Klage in Sachen der Hofkönigsburg scheint seit dem Frühling nach den vorherigen übermäßigen Anstrengungen einigermaßen zu ruhen. Die damit verfolgten Zwecke sind ja auch erreicht worden. Daß der Landesausschuß die geforderte Baukostenhälfte bewilligen würde — la mort dans l'âme, wie Wetterlé sagte —, war freilich auch ohnehin vorherzusehen gewesen, seit man wußte, daß diese Körperschaft geradezu das Wohl und Weh des Reichslandes von dieser Frage abhängig glaubte. Bekanntlich erfolgte die Bewilligung dann gegen sieben Stimmen — der offiziöse Draht machte deren zwei daraus — unter den zum Theil formell verlesenen Erklärungen, daß man zum Entgelt die Aufhebung des Diktaturparagraphen und sonstiger Rechtsbeschränkungen erwarte, und nachdem der damalige Staatssekretär von Puttkamer erklärt hatte, daß dies „Zurücktretenlassen sachlicher Bedenken höheren Erwägungen gegenüber dankenswerth sei und das in dieser Angelegenheit beständige Entgegenkommen hoffentlich seine guten Früchte tragen werde.“

Dem Landesausschuß war zugesichert worden, daß mehr als die veranschlagte Kostenhälfte im Betrage von drei Viertelmillionen keinen Falls von ihm gefordert werden solle. Wenn er diese Summe dennoch nur unter der besonderen Bedingung bewilligte, daß gerade der deutsche Reichstag die andere Hälfte gewähre, so ist dieser Beschluß schwerlich anders zu erklären als durch die unausgesprochen gebliebene Hoffnung: man werde löbliches Entgegenkommen zeigen können, ohne doch schließlich zahlen zu brauchen. Wenn danach aber im Reichstag auch mehrere Redner bezweifelten, daß man im Reichslande über eine Ablehnung betrübt sein würde, so scheint dort doch für diese weitere Spekulation keine Stimmung gewesen zu sein; ein Hauptgrund für die Bewilligung war, daß man sie den Elässern, die mit solchen Zuwendungen noch nicht bedacht worden seien, schuldig zu sein glaubte. Freilich erklärte Dr. Avennt unter „lebhaftem Bravo rechts“, daß man nicht nur alles zur Stärkung des Deutschthums im Reichslande Geeignete thun, sondern auch den auf Frankreich hervorzurufenden Eindruck berücksichtigen müsse.

Neben solchen „höheren Erwägungen“ verschiedenster Art haben wir drüben mußte denn freilich bei der ausschlaggebenden Mehrheit die Frage, ob das Bauprojekt auch an sich — Das heißt: aus dem Gesichtspunkt der Denkmalpflege — empfehlenswerth sei, sehr in den Hintergrund treten. Auch hatte die Regierung ja nach dieser Richtung besondere Anstrengungen gemacht. In den Parlamentsgebäuden zu Straßburg und Berlin war dem Architekten Ehardt ein Saal für einen Vortrag und eine Ausstellung ein-

geräumt worden, von der der Abgeordnete Müller-Sagan sagte, daß „Reklamausstellungen in solchem Umfang und mit solchem Aufwand nicht einmal bei den großen Flottenvorlagen beliebt worden seien.“ Außerdem hatte man sich von der königlich preussischen Bauakademie ein Ehardts Projekt „außerordentlich günstiges“ Zeugniß ausstellen lassen, — wohl eins der merkwürdigsten Gutachten, das jemals von einem der amtlichen Stellung nach als höchste Sachautorität angesehenen Kollegium erstattet worden ist. Nach Alledem konnten bei den spärlich anwesenden Reichsboten weder die eingehenden sachlichen und dringend abmahrenden Ausführungen der Abgeordneten Bindewald und von Voßmar noch meine mehrfach in die Debatte gezogenen Veröffentlichungen das aus anderen Motiven bereits vorher feststehende Ergebnis ändern.

Wenig Freude soll man bis jetzt im Reichslande an dem leidigen Hohkönigsburghandel haben. Zwar war ja sofort ein kaiserliches Telegramm an den Statthalter erschienen: „Theile den Herren mit, daß ich ihnen von ganzem Herzen dankbar bin und daß es mir zur hohen Befriedigung gereicht, daß das Reichsland mein Interesse und meine Arbeit für die Wiederherstellung der herrlichen Burg so richtig versteht und so freundlich unterstützt.“ Doch im Reichstag nannte bekanntlich der Staatssekretär Graf Posadowsky im Gegensatz zu seinem straßburger Kollegen die formellen Erklärungen im Landesausschuß Privatunterhaltungen, die für ihn gar nicht existirten; und nun ist ja auch Herr von Puttkamer, der den besten Erfolg so freundlich in Aussicht gestellt hatte, durch Herrn von Köller ersetzt worden.

Von dem Architekten der Hohkönigsburg scheint die Presse in jüngster Zeit kaum weitere Mittheilungen gebracht zu haben als die, daß er in kaiserlichem Auftrage „eine größere Studienreise“ durch die Vogesenruinen unternehmen werde und der in Freiburg bevorstehenden Versammlung der deutschen Konservatoren Mittheilungen über die Hohkönigsburg in Aussicht gestellt habe. Herr Ehardt hat ja schon viele Vorträge über diese Burg gehalten; so auch schon auf dem vorjährigen „Denkmalpflegeetag“ in Dresden einen später besonders veröffentlichten über „Die Grundlagen der Erhaltung und Wiederherstellung der Burgen“ mit Rügenanwendung besonders auf die Hohkönigsburg. Seitdem ist aber über das Wiederaufbauprojekt wenigstens so viel veröffentlicht worden, daß Jeder, der — mit den nöthigen Spezialkenntnissen — sich näher mit dem Fall beschäftigt hat, sich verwundert fragen muß, was denn Mittheilungen über die Hohkönigsburg gerade mit einer Tagung von Leuten zu thun haben können, deren Aufgabe vielmehr die Erhaltung werthvoller Baudenkmale ist. Wenn ich dort über die Ruine zu sprechen hätte, könnte es sich jedenfalls nur darum handeln, einen Antrag auf einen Protest gegen Das, was dort verübt werden soll, zu begründen.

Daß ein Wiederaufbau im Interesse der Ruine wünschenswerth sei,

hat ja selbst Ebhardt in seiner „Denkschrift“ nicht zu behaupten gewagt, wo er sonst doch um die wunderbarsten Sätze zur Begründung und Anpreisung seiner Idee wahrlich nicht verlegen gewesen ist. Alle dringlich dagegen sprechenden Gründe wurden ja überhört, seit die maßgebende Stelle für Ebhardt's Projekt interessiert worden war. Ein gegen die „Wiederherstellung“ an sich gerichteter Protest würde nutzlos also auch dann sein, wenn er nicht so völlig post festum käme. Anders aber steht es vielleicht, so weit es sich um das vorliegende Neubauprojekt handelt.

Eine auch nur einigermaßen sichere „Wiederherstellung“ war da ja freilich von vorn herein ausgeschlossen.

Während ich von Anfang an hervorgehoben hatte, daß wir von Dem, was auf der Hohenkönigsburg fehle, so viel wie nichts Näheres wissen könnten, gehört bekanntlich zu den zu Gunsten des Projektes immer und überall wieder vorgebrachten Behauptungen in erster Linie die entgegengesetzte: gerade in dieser Beziehung liege hier die Sache so besonders günstig, daß eine getreue Wiederherstellung der Burg, wie sie nach 1480 von den Grafen Thierstein fast neu erbaut wurde, ausführbar sei. Alte Abbildungen, Baurechnungen und die bei der Ausgrabung der Ruine gewonnenen Fundstücke sollen die werthvollsten Grundlagen sein. Was darüber bisher von Ebhardt und Anderen veröffentlicht worden ist und sonst von mir erforscht werden konnte, wird der Wahrheit hinlänglich entsprechen. Danach verhält es sich damit, von allem zum Ueberdruß vorgebrachten Phrasengeklänge abgesehen, in der nackten Wirklichkeit so: „Werthvolle alte Abbildungen“ sind nicht vorhanden, sondern nur ein kleines Bild von der Belagerung der Burg im Dreißigjährigen Kriege, für unseren Zweck werthlos, weil offenbar, wie alle solche alten Abbildungen, mehrfach unrichtig und daher ganz unzuverlässig. Auch Baurechnungen sind nicht erhalten, sondern nur aus dem Jahre 1560 Abrechnungen eines nicht bauverständigen Burgvogtes darüber, was er damals, also achtzig Jahre nach dem Neubau, in Anlaß verschiedener unwesentlicher, nur zum Theil angedeuteter Bauarbeiten an Kostgeld zu fordern und an Lohn ausgegeben hatte. Von Fundstücken endlich, die für den Wiederaufbau in Betracht kommen können, ist gar nichts gewonnen worden als etwa einige einfache steinerne Deckplatten, von denen angenommen wird, daß sie auf der Ringmauer gelegen haben.

Daß Herrn Ebhardt nicht etwa noch besondere, bisher geheim gehaltene „Grundlagen“ zu Gebote stehen, ergibt sich einfach daraus, daß kaum ein Theil seines Bauprojektes vorhanden ist, für den er nicht schon verschiedene, ganz von einander abweichende Lösungen entworfen hätte, von denen die späteren regelmäßig noch verfehlter sind als die früheren: gewiß der beste Beweis dafür, daß der Architekt, der von vorn herein versichert hatte, den

thiersteiner Bau „bis ins Einzelne getreu“ wiederherstellen zu können, da überall völlig im Dunkeln tappt.

In seinem dresdener Vortrage hat Ebhardt die Zuhörer belehrt, daß als Grundlagen für eine Wiederherstellung von Burgen außer den hier behandelten auch die vorhandenen Reste des Baues selbst und erhaltene Beispiele anderer Burgen in Betracht kämen. Das Alles ist ja nicht etwas so Neues, wie der Vortragende augenscheinlich angenommen hat; um so bemerkenswerther aber ist: er selbst hat bei seinen Hohkönigsburgprojekten alle solche „Grundlagen“ so konsequent unbeachtet gelassen, daß Das geradezu als ein Grundfägliches erscheinen muß. Das kleine Bild ist nur da als „Grundlage“ angenommen worden, wo es zweifellos Falsches bietet, während es da, wo es allem Anscheine nach oder sicher richtig ist, für den Architekten nicht existirt. Die noch besonders zahlreich vorhandenen Archivalien enthalten zwar nicht die vielberühmten Baurechnungen, können aber bei aufmerksamer Durchforschung hier und da immerhin Anhaltspunkte — wenn auch nur allgemeinerer und zum guten Theil negativer Art — bieten; doch sind sie von dem Architekten, dessen Spezialität bekanntlich gerade die „eingehende archivalische Forschung“ sein soll, durchweg nicht berücksichtigt worden. Zu den schlimmsten Folgen aber hat die Nichtachtung Dessen geführt, was uns diese wie andere Wehrbauurkunden selbst lehren.

So kommt es, daß die neue Hohkönigsburg, deren schon viel transportirtes großes Gipsmodell jetzt von den Besuchern der berliner Kunstausstellung bewundert wird, außer dem eben noch erhalten gebliebenen alten Mauerwerk mit dem thiersteiner Burghau so viel wie nichts zu thun haben kann.

Im Einzelnen mit der hier gebotenen Kürze noch Folgendes:

Von dem Verchreit dürfen wir fast als sicher annehmen, daß er nach der Beschiefung und ihr laut Vertrag folgenden „Schleifung“ der alten Burg im Jahre 1462 den Grafen Thierstein nur als Stampf hinterlassen worden ist. Gewiß aber haben sie ihn dann nicht in der zu dem übrigen Bau gar nicht passenden einfachen romanischen Form wiederaufgebaut, die ihm jetzt bei dem Umbau gegeben wird.

Deflich neben ihm soll auf dem Felskopf, auf dem er steht, ein Gebäude errichtet werden, während da zur thiersteiner Zeit schwerlich ein solches gestanden hat. Um zu diesem neu erdachten Gebäude einen Zugang zu gewinnen, soll auf vorhandene Konsolen von ganz besonderer, vielleicht beispielloser Stärke ein lediglich hölzerner Verbindungsgang — nebenbei ohne das Dach in der unerhörten Höhe von sechs- und einhalb Metern — gesetzt werden, während eine rechtwinklig dazu stehende Fortsetzung über dem Eingange in das stolze „Hochschloß“ auf einfachen Holzstreben ruhen soll. Ein Entwurf, in seinen Einzelheiten wie in seiner Zusammenstellung von fast unglaublicher Naivetät.

Eine besondere Eigenthümlichkeit des Projectes ist, daß danach in einförmigster Weise rein mechanisch jede Mauer oben einen überdachten Wehrgang — im Ganzen deren ungefähr achthundert laufende Meter! — erhalten soll. Schwerlich ist jemals Aehnliches bei unseren Burgen vorgekommen; den Archivalien nach ist außerdem wahrscheinlich, daß die Hofkönigsburg deren fast oder überhaupt gar nicht gehabt hat. Aus ihnen ergibt sich vielmehr das einstige Vorhandensein offener Zinnen, und zwar allem Anscheine nach auf der großen Ringmauer der Hauptburg. Bei Ebhardts Project kommt aber nicht eine solche Zinne vor. Die überdachten Wehrgänge sollen sogar auch hoch oben auf den äußeren Rand der drei großen Palastbauten gestellt werden, was sowohl den Archivalien widerspricht, als auch an sich, nach Allem, was wir von unseren alten Palästen wissen, an solcher Stelle völlig undenkbar ist.

Innerhalb der Vorburg soll statt einer unbedeutenden, mit dem Gelände ansteigenden Brüstungsmauer eine oben wagerechte, bis zum Wehrgangdach zwölf Meter hohe, also auch entsprechend dicke Mauer errichtet werden, die eben so häßlich wie an dieser Stelle wiederum ganz ohne Sinn wäre.

Ebenda ist das nordöstliche Eckrondel (ein nach außen halbrunder Batterieturm) nach dem Hofe hin erst später durch eine lächerlich ausgeführte Mauer geschlossen worden. Statt also den noch vorhandenen Rest dieser dem thiersteiner Bau zweifellos nicht angehörenden Mauer ganz wieder zu beseitigen, will man sie als Unterbau eines aus Balken hergestellten Siebels höher aufbauen.

Von einer Zugbrücke einfachster Art ist deutlicher Zeichnung nach eine mehrfach so unrichtige Konstruktion gedacht, daß diese Brücke offenbar gar nicht aufgezogen werden könnte.

Das Alles sind Seltsamkeiten, wie wir sie in dem Bruchtheil, zu dem Ebhardts Baupläne bisher veröffentlicht worden sind, auf Schritt und Tritt finden, von der bekannten Einrichtung des Berchtrits als Hochwasserreservoirs, der Centralheizung und elektrischen Beleuchtung noch abgesehen. Es handelt sich da aber noch um verhältnißmäßig harmlose Dinge, wenigstens, wenn man sie mit Dem vergleicht, was auf den beiden Schmalenden der Burg gesehen soll.

Nach Osten läuft die Anlage in ein siebenzig Meter langes Vorwerk aus, einen ummauerten Platz mit sternförmigem Abschluß, wie er der zur thiersteiner Zeit neuen Befestigungsweise entsprach. Ebhardt findet, daß statt Dessen hier ein höher aufragendes Gebäude „zum malerischen Abschluß der Burg jedenfalls viel beitragen würde“, und deshalb soll hier statt der „Sternschanze“ und in deren ganz unregelmäßiger Form ein 18 zu 26 Meter messendes Haus, auch an sich seltsam genug, errichtet werden, das, „falls es erwünscht erscheinen sollte, für das Publikum in einer Art Wirthschaft benutz-

bar sein würde“. Daß hier je ein irgend ähnlicher Bau gestanden haben könne, ist absolut ausgeschlossen; und ich gestehe, daß ich zu schwerfällig bin, um zu begreifen, daß man einen Burgenwiederhersteller, dem solches Stück nicht die geringsten Skrupel macht, als Fachmann überhaupt noch ernst nehmen kann. Bemerkenswerth ist, daß dieser Bau schon längst projektirt und in engeren Kreisen bekannt war, als Ebhardt in seinem dreßdener Vortrag gelehrt hat: „Selbstverständlich ist bei all solchen Ausführungen, daß alle Regeln einer sorgfältigen Denkmalpflege und Wiederherstellung auch voll für die Burgen gelten, daß ‚Verbesserungen‘ und willkürliche Zuthaten strengstens auszuschließen sind, daß nur wirklich vorhandene Spuren zur Wiederausführung etwa fehlender Theile berechtigen und daß Bauten, die zu geringe Reste mehr aufweisen, am Besten überhaupt nicht wiederhergestellt werden.“

Das Aller schlimmste soll aber auf dem Westende der Burg verübt werden.

Dort ist die Angriffsseite durch eine bis zu sieben Meter starke, nahezu ganz massive Schildmauer gedeckt, an deren beide Enden sich rundliche, der Seitenbestreichung wegen vorspringende Eckbauten schließen. Von diesen — unter sich ganz verschiedenen — ist der nördliche, viel unbedeutendere, bis auf die Schießscharten und nöthigen Vorräume gleichfalls massiv, während der südliche in Gestalt eines mächtigen, annähernd halbrunden „Rondels“, zunächst der Mauerdicke nach, einen allmählichen Uebergang der Schildmauer in die zu ihr rechtwinklig stehende Ringmauer der Hauptburg bildet. Oben hat der Gesamtbau eine gleichmäßige, mit einem Kranz von Kragsteinen umgebene Plattform.

Da nun die neue Burg sich möglichst bestehend von der Ruine der alten abheben soll, hat der Architekt von Anfang an für eine Hauptaufgabe angesehen, diesem „gewaltigen alten Bollwerk die volle Umrißlinie seiner stolzen ursprünglichen Schönheit wiederzugeben“. Nach „alten Nachrichten, Abbildungen, Baurechnungen und örtlichen Spuren“ ist angeblich „eine Wiederherstellung getreu im alten Sinn möglich“; und diese soll vor Allem in einem Ausbau der beiden Eckbauten zu höheren Thürmen bestehen. Dabei ist besonders von Interesse das große südliche Rondel, das auch auf dem kleinen Bilde von 1633 fälschlich als ein einfach runder Thurm erscheint. Nun kann an Ort und Stelle zunächst jedes Kind erkennen, daß das thiersteiner Eckrondel, um dessen Wiederherstellung es sich ja handelt, gegen das Burginnere hin weit offen gestanden hat und hier erst in späterer Zeit durch ein dickes, niedrigeres, sehr rohes Mauerwerk geschlossen worden ist. Abgesehen von fast beliebig vielen Gründen, die dagegen sprechen, daß die projektirten Thürme je vorhanden waren — deren zehn habe ich in meiner Schrift „Soll die Hohenkönigsburg neu aufgebaut werden?“ angegeben —, macht besonders die Stelle, wo der Rondelbau allmählich in die Ringmauer übergeht, ihrer

eigenthümlichen baulichen Ausgestaltung wegen den „Aufbau der oberen Stockwerke“ eben so undenkbar wie unmöglich. Das kann freilich hier, zumal ohne erläuternde Abbildungen, nicht eingehend nachgewiesen werden.

Der Architekt, der ja von vorn herein versicherte, auch speziell diesen Bau getreu in alter Art wiederherstellen zu können, hat denn auch hier wieder zwei ganz von einander verschiedene Lösungen versucht. Nach dem ersten Projekt sollte der neue Thurm gegen das Burginnere gradlinig (wenn auch mit mehreren stumpfen Winkeln) durch eine Art offener Balkenkonstruktion abgeschlossen werden; nach dem späteren ist das Rondel in einen nahezu vollrunden Thurm umzuwandeln. Hierzu soll die erwähnte spätere Mauer — die richtiger Weise vielmehr wieder beseitigt werden müßte — benutzt werden. Weil aber damit an der bezeichneten Uebergangsstelle immer noch der nöthige Unterbau für die „oberen Stockwerke“ fehlen würde, soll von dieser Mauer rechtwinklich ein dicker Anbau in das thiersteiner Rondel hineingebaut werden. In die zuletzt veröffentlichten Grundrisse der angeblich jetzt vorhandenen Ruine ist denn auch wirklich dieses projektirte Mauerknie, das den Thurmbau ermöglichen soll, mit hineingezeichnet worden, als ob es so längst vorhanden wäre.

Nun ist das Rondel (besonders bei seinem Uebergang in die Ringmauer) so eigenthümlich ausgestaltet, daß ich schwerlich in der Uebersetzung irre, es habe nirgends ein Seitenstück; und diesem Unikum unter allen alten Wehrbauten, die es giebt, muß bei dem geplanten Umbau jedenfalls die schlimmste Gewalt angethan werden. Dieser Vandalismus ist gewiß noch ärger als der Umbau der Sternschanze in das bunteste Restaurationengebäude.

Der „Wiederhersteller“ der Hohenkönigsburg muß unbedingt wenigstens bei den so verfehlten wie gewaltsamen Versuchen, seinen Thurmbau zu ermöglichen, begriffen haben, daß ein solcher Bau da, wie auf dem anderen Ende der Schildmauer, nie vorhanden gewesen sein kann. Trotzdem werden diese Bauten, so gut es gehen will, ausgeführt werden. Auch wenn nicht ich, der „nicht hauberständige Laie“, es gewesen wäre, der dagegen von Anfang an (schon im März 1900 bei einer „Konferenz“ im berliner Schloß) protestirt hat, sind die „stolzen“ Bollwerksthürme der künftigen Hohenkönigsburg durch das Modell und zahlreiche Abbildungen schon so weithin bekannt gemacht worden, daß der allem Anscheine nach hier allein bestimmende Bauleiter um so weniger nachträglich mit dem Eingeständniß des Irrthums auf sie verzichten wollen wird. Was bliebe freilich überhaupt von der „stolzen, malerischen Erscheinung“ der Hohenkönigsburg, wenn man ihr die vier von Eshardt hinzuphantastirten Hochbauten nehmen wollte? Dem ganzen Unternehmen lag eben von Anfang an ein verhängnißvoller Irrthum zu Grunde: die alte Feste war mit ihren einformig horizontalen Abschlußlinien nie die häßliche Theaterburg, als die sie so gewaltsam „wiederhergestellt“ werden soll.

Nebenbei bemerkt, gehört zu dem zweiten Projekt der getreuen Wiederherstellung des Bollwerkes auch noch der Plan, die Schildmauer sammt dem entsprechenden, davor liegenden Theil der Burg unter ein gemeinsames, nicht weniger als etwa 16 Meter breites und 25 Meter langes Dach zu bringen, für das also, wenn ich richtig verstehe, quer über dem ganzen Burgraum eine etwa 10 Meter hohe Wand aufgeführt werden müßte. Wer die jetzige Ruine mit der großen, auf die ausrichtreiche Plattform führenden Freitreppe kennt, kann ermessen, was Das zu bedeuten hat, während der Burgenkundige auch hier nur wieder voll Verwunderung fragen kann, wo es denn Derartige jemals gegeben haben könne.

Ziehen wir nun also den Schluß, so zeigen die vorliegenden, mit den ungewöhnlichsten Janfaren angekündeten Neubautwürfe überall einen erschreckenden Mangel an Kenntniß und Verständniß unseres alten Burgbauwesens, eine konsequente Nichtachtung selbst der wenigen für eine Wiederherstellung sich bietenden Anhaltspunkte und eine wissenschaftliche, wahrhaft barbarische Mißhandlung selbst wehrbaugeschichtlich kostbarster Bautheile, — lediglich um einer besseren „malerischen“ Wirkung willen, die freilich den Urhebern des alten, mehr festungartigen Baues völlig fern gelegen hat. In Allem eins der schlimmsten jemals erdachten Restaurirungsprojekte, dem leider gerade ein so ungemein werthvoller Burgbau zum Opfer fallen muß.

Das, was nun der Ruine überall hinzugefügt werden soll, muß sich bekanntlich durch die frischrothe Steinfarbe grell von dem alten Mauerwerk abheben. Diese unleidliche Zweifarbigkeit wird wenigstens dann von Nutzen sein, wenn es sich einß darum handelt, das Neue thunlichst wieder zu beseitigen.

* * *

Es mag nicht ohne Interesse sein, wenn dem hier Gesagten ohne Kommentar zwei Altentstücke hinzugefügt werden.

1. In der Reichstagsßigung vom fünfzehnten März theilte Graf Posadowsky aus dem Gutachten der Akademie des Bauwesens Folgendes mit:

Aus den Aufnahmezeichnungen des Architekten und den zahlreichen photographischen Aufnahmen der Maßbildanstalt hat die Akademie den Eindruck gewonnen, daß die Ruinen, wie sie heute daliegen, in Bezug auf die Bauanlage im Ganzen, sowie auf den Grundriß, die innere Eintheilung, die ehemalige Zweckbestimmung und die Konstruktion der einzelnen Bauwerke viele unbedingt sichere Anhaltspunkte für den Wiederaufbau darbieten, daß ferner die bei den inzwischen erfolgten Untersuchungen und Aufräumungsarbeiten zu Tage geförderten und sorgfältig gesammelten Fundstücke es wohl zulassen, berechtigte Schlüsse aus ihnen auch bezüglich der Konstruktion und der äußeren Erscheinung der ganz zerstörten Bautheile, insbesondere der oberen Mauer- und Thurmabßchlüsse, zu ziehen, zumal da auch hierfür ban-

geschichtliche Urkunden, Abbildungen aus früheren Zeiten und die gerade bei der Hohenkönigsburg besonders zahlreich erhaltenen Bauzeichnungen werthvolle Sinnerzeuge gewähren.

Und nachdem die Akademie gewarnt hat, man sollte sich hüten, durch moderne Thaten den Eindruck zu zerstören, fährt sie fort:

Wenn diese Grundsätze beachtet werden, kann die Akademie die Absicht, die Hohenkönigsburg in ihrer bevorzugten Lage als weithin sichtbares Wahrzeichen des neu erstandenen Reiches für die dem Vaterlande wiederergewonnenen Reichslande geschichtlich treu im Rahmen des eckhardtischen Entwurfes wiederherstellen zu lassen, nur mit lebhafter Freude begrüßen, zumal dadurch das Interesse an deutschen Burgenbauten überhaupt gefördert, die Kenntniß ihrer Bauart vertieft und mit der Ausführung dieses bedeutenden Werkes ein in baukünstlerischer und bautechnischer Hinsicht werthvolles Vorbild für die Lösung ähnlicher Aufgaben in Westdeutschland geschaffen werden würde, ähnlich wie es mit der Marienburg für die nordöstlichen Landestheile geschehen ist.

2. Im April machte das offiziöse Telegraphenbureau folgende Antwort des Kaisers auf eine (nicht näher bezeichnete) Meldung Ehardts bekannt:

„Mit hoher Freude vernahm ich Ihre Kunde. Ich lege die feste Zuversicht zu Ihrer bewährten und gewissenhaften Arbeitskraft, daß Sie mir dazu verhelfen werden, einen des Deutschen Reiches würdigen Wiederaufbau der herrlichen Burg durchzuführen, der uns, den Zeitgenossen des zwanzigsten Jahrhunderts, zeigen wird, wie die Vorgänger einst gebaut und ihr Heim eingerichtet haben. Möge der Bau in seiner getreuen Nachbildung des alten allen Besuchern und dem Reichslande eine Quelle steter stolzer Freude sein und die Erinnerung stärken an die großen Geschlechter, welche dort einst die deutsche Kultur und deutsche Ritterschaft gepflegt.“

Schließlich noch eine Bemerkung. Ich bin mir selbstverständlich bewußt, daß ich diese Sätze über das Hohenkönigsburgprojekt nicht vorbringen durfte ohne die Möglichkeit oder selbst die Verpflichtung, sie vollbefriedigend zu begründen. Das kann mit den nöthigen erläuternden Illustrationen nur in einer Sonderschrift geschehen. Bis dahin mag der Leser immerhin überzeugt sein, daß ich mich wohl gehütet haben werde, meinen durch die mühsame Arbeit eines Menschenalters erworbenen guten Namen als eines Burgenkundigen hier unbedacht aufs Spiel zu setzen.

München.

Otto Piper.



Das Leben ein Traum.*)

Es ist Allen offenkundig, wie berühmt und vor allen Anderen gefürchtet und verehrt Friedrich II. gewesen ist, der Sohn des Konrad, des Sohnes des Friedrich Barbarossa, und wie er durch die Kirche und die Wähler zum König der Römer gewählt wurde. Da er nun auch König von Sizilien war durch Erbschaft seiner Mutter, der Königin Konstanza, und ein prächtiges und wunderbares Fest zu seiner Erhebung anrichten wollte, beschloß er, es lieber in Palermo zu feiern denn an einem anderen Ort Italiens. Dieses wurde bekannt gemacht in der ganzen Christenheit und auch bei allen den verschiedenen Völkern auf der Erde, so daß fast kein Königreich übrig blieb, wo es nicht verkündet wurde; es sollte den ganzen Monat Juni hindurch gefeiert werden, vorzüglich aber an dem Tage des Festes des ruhmreichen Kaisers Johannes. Und so wurden eingeladen und gerufen Menschen aus verschiedenen Völkern, daß man zu dieser Zeit von Palermo nicht anders reden konnte denn von Rom, als das Volk der frommen Pilger zum verfloffenen Jubiläum so zahlreich war, und von Mekka und Bagdad, wenn die Karawanen kommen. Da waren aus allen Gegenden zusammengereilt stolze und mächtige Herren und Barone und feierliche Magister und Doktoren und viele Kaufleute, die von ihrem kostbaren Waaren eine sehr schöne Ausstellung machten. Besonders aber war da eine unzählige Menge von Spielteuten und Lustigmachern, die hofften, viele Wohlthaten und Geschenke zu erlangen von Denen, so zu dem Fest sich zusammenfanden.

Das Fest begann mit solcher Pracht und Prunkhaftigkeit, mit solcher Menge von Schauspielen und Poffen, Waffenvorstellungen, Balgereien und Turnieren, Ringelstechen und Scheingefechten, mit solcher Süßigkeit und Harmonie der besten Musikanten und Bläser, mit solcher Feinheit von Ball- und anderen reizenden Spielen, daß, wer damals in Palermo weilte, versicherte, es sei nicht anders gewesen als im schönsten Theil des Himmels. Um die Gluth der Sonnenstrahlen zu mildern und von der Erde abzuhalten, waren Decken aus Seide und in verschiedenen Farben und Purpur oben von den Wänden der Straße ausgespannt und diese mit unendlichen Teppichen und den reichsten Geweben bekleidet. Das Pflaster bedeckten duftende und frische Blumen und auf den Plätzen waren Springbrunnen mit klarem Wasser, die sich zum einen Theil in große Muscheln ergossen, zum anderen frei in unzähligen Strahlen die Luft thäufig erfrischten; so daß Jeder, wie müde und erschöpft er auch war, die größte Erfrischung gewann. Man sah auch viele Ritter und Fürsten in wunderbarem Prunk reiten, mit Prinzessinnen und Königinnen und mit einer großen Menge von Fräulein und Knappen, Junkern und Anekten, so daß es gewißlich schien, als sei das gesammte englische Heer vom Himmel herabgestiegen. Zu Würdem kamen die reichen Geschenke, die von den verschiedenen Völkerschaften dargebracht wurden. Solche Pracht, Ueppigkeit und Verschwendung in Gaben und Zierde sah man, daß fast Niemand aus kleinem, mittlerem oder hohem Stande da war, den nicht ein Segen der herrlichsten Geschenke, je nach Rang und Art, erfreut hätte.

Am einem Tage nun, wo mehr als sonst die Sonne auf ihrem Flammen-

*) Aus dem Italienischen des Cinquecento übersezt von Paul Ernst.

wagen leuchtete und die Luft über alle Mägen heiter und durchsichtig war, gerade zu der Stunde, wo die Tische zum Speisen bereitet waren und man schon das Handwasser herum zu geben begann, traten Zwei vor die Majestät Friedrichs in einer Gewandung, als seien sie Chaldäer. Michele Scotto, der berühmte Magier, von dem Ihr Alle habt reden hören, warf sich mit einem Gesellen dem Kaiser zu Füßen und hub also an: „Mächtiger Fürst! Schon ist fast ein Monat vergangen, seit wir an Eurem Hof mit Geschenken empfangen sind, und wir haben noch nichts gethan, was Eurer Heiligen Majestät ein Verwundern, Wohlgefallen oder Lustbarkeit gewesen wäre. Deshalb bitten wir Euch, daß Ihr befehlet, was Ihr wollt, daß durch uns geschehe, und sofort soll es geschehen.“ Als Friedrich Dieses gehört hatte und ihre Umstände betrachtete, wie sie sich an ihrer Kleidung zeigten, sprach er lachend: „Anderes will ich jetzt nicht von Euch; doch wenn Ihr könnt, so macht, daß die Lust sich erfrischt, daß es nicht so heiß ist; sonst gehet in Frieden, denn Anders begehre ich nicht von Euch.“ Antwortete sofort Michele: „Das soll sogleich geschehen,“ erhob sich, — und die Lust begann, sich zu bewegen und zu säckeln, und in angenehmer Weise dennerte es und Wolken erschienen und wuchsen schnell an; und große und viele Tropfen fielen; dann Pfeisen von Wind und Wasser und heftiger Hagel und erschreckende Blighschläge, vor denen der Eine hierin, der Andere dorthin floh und Mitleid vom König ersuchte. Friedrich schrie: „Wo sind die Chaldäer?“ Welche sofort vor ihn traten und sprachen: „Was befehlet Ihr, unüberwindlicher König?“ „Laßt sogleich diesen Sturm aufhören, den Ihr erregt habt“, sprach Friedrich, „und führt wieder die vorige Ruhe der Luft herbei.“ „Das wird alsbald geschehen“, wurde ihm geantwortet. Und es wurde fast in der selben Minute das Wetter klar und schön wie zuvor, zum unaussprechlichen Staunen Aller. Mehr als Alle aber war der König bestürzt, wandte sich zu den Fremdlingen, sah sie fest an und sprach: „Siehe, ich hätte ein so wunderbares Zeichen nie geglaubt, wie durch Euch eben geschehen konnte; deshalb erbittet Euch eine Gnade, welche Ihr wollt, denn ich bin Willens, Euch nichts zu versagen.“ Antwortete sogleich Michele: „Nichts wollen wir für jetzt, außer daß Eure Güte uns einen Eurer Barone gebe, damit dieser Ritter für einige Zeit unser Kämpfer sei, um unsere Sache zu beschirmen; und darob würden wir auf das Höchste zufrieden sein.“

Es waren gerade alle Barone zum Kaiser gekommen, um die Meister zu sehen und zu hören; deshalb antwortete ihnen des Kaisers Majestät: „Ihr seht hier unseren Hof und unsere Barone sämmtlich; so wählt denn von ihnen Den aus, der Euch gefällt.“ Als die Pilger umhersehaueten, sahen sie unter den Anderen einen deutschen Ritter, Namens Rudolf; ein Schloßgraf und wohlgeübt in den Waffen. Dieser, sagten sie, gefalle ihnen. Wandte sich der Kaiser zu ihm und sprach: „Graf, Ihr habt gehört, um was mich Diese gebeten haben. Ich bitte Euch, es möge Euch gefallen, die guten Leute zu befriedigen, und ich ichäge, was Ihr für sie thut, als sei es für mich gethan.“ Antwortete mit tiefer Beugung der Barone: „Mir ziemt es, zu gehorchen, Euch, zu befehlen.“ Und wandte sich zu den Meistern und sprach: „Wie es Euch gefällt, bin ich bereit zu Dem, was Ihr mir auftragt.“ „Ihr müßt gleich bereit sein“, antwortete Michele, „da die Zeit kurz ist für so große That, und müssen wir uns ohne weiteres Zaudern auf den Weg machen. Ihr braucht nicht Geräth,

Pferde und Leute zu besorgen, um das Geschäft zu beenden; was Ihr nöthig habt, werdet Ihr von uns bekommen; gehen wir also zum Hafen, wo eine köstlich eingerichtete Galeere uns erwartet.“ Und so gingen sie, mit gutem Abschied vom Kaiser entlassen, und die beiden Pilger ließen Rudolf in ein benachbartes Zimmer eintreten; und kaum hatte Michele ihn an einem Tischchen riechen lassen, als er, von tiefem Schlaf übermannt, sich legte. Und unverzüglich kam er in einen Traum und es schien ihm, daß ein langes Abenteuer beginne, das ich erzählen will, nicht als einen Traum, sondern, als sei es Wahrheit gewesen, wie es ihm ja auch schien, daß es gewesen sei.

Als der neue Kämpfe an die Küste gekommen war, bestieg er in Gesellschaft der beiden Pilger eine Galeere mit starken und schönen Jünglingen, die mit Allem, was zur Unterhaltung dienen konnte, versehen war. Neben ihr lag eine zweite Galeere von ähnlicher Form und ähnlichem Reichthum, zur Begleitung des Hauptschiffes, das der Graf bestiegen hatte. Und so tauchte die Bemannung die Ruder ins Wasser und liebliche Winde blähten die Segel und es schien dem Grafen, als ob sie nicht fuhren, sondern, als ob sie mit größter Freude durch die Lust flügen. Michele Scotto zeigte ihm alle Küsten und wies ihm jetzt das an Lustbarkeiten reiche Neapel, jetzt das alte Gaeta; er zeigte ihm dann Ostia und das uralte Korneto und die geringen Ueberreste des alten und einst wichtigen Populonia; und Giglio, Elba, Kaprera, Bergona, Korsika, Sardinien wies er ihm. Und indem sie so an allen Küsten rechter Hand vorbeieilten, hatten sie schon seit vielen Tagen die balearischen Inseln zurückgelassen, die man heute Majorca und Minorca nennt; danach kamen sie zur Meerenge von Sibilis; und dann fuhren sie vorbei an den Vorgebirgen von Albila und Kalpe und wendeten hinten das Steuerruder immer nach Südwesten, bis sie an ein anheimelndes und reizvolles Gestade kamen. Dort landeten sie und wurden von den Einwohnern prächtig empfangen, mit größtem Brunk und Herrlichkeit. Ein unendliches Heer von Knechten und Knappen mit einer Menge reich geschürter Pferde stellte sich ein; und milchweiße und artige Fußgänger, die so schnell und sanft trugen, daß die Phrygiens dagegen lahm und störrisch erschienen wären.

Nachdem der Graf zu Pferde gestiegen war, kamen viele Ritter zu seiner Gesellschaft; und da sie nun so mit großem Wohlgefallen dahintritten, sprach Michele zum Grafen: „Ich bitte Euch, mir zu sagen, erhabener Graf, ob Ihr zufrieden seid.“ Der Graf antwortete: „Ich war nie zufriedener und glücklicher; aber sagt mir doch bei Gott, was wir zu thun haben.“ Antwortete Michele: „Wir werden über den kleinen Hügel kommen und dort werdet Ihr unser Lager am Flußufer sehen; und wenn wir uns dann in Bereitschaft gesetzt haben, so werden wir nicht weit vorrücken und dann die Feinde finden und mit ihnen werden wir, wenn es Euch gefällt, eine glückliche Schlacht beginnen.“ Dem Grafen gefiel dieses Wort und sie ritten weiter; und als sie auf dem Hügel waren, richteten sie ihre Augen auf die Ebene und er sah am Ufer eines kleinen Flusses das Lager aufgeschlagen und wohl besetzt und zu Allem mit Gezelten, Hütten und Kasernen trefflich versehen. Und die Gesellschaft der Ritter kam ihnen voll Achtung entgegen, nebst den Knappen. Sie führten ihn in eine reiche Behausung. Und da er die große Menge der Fußgänger sah, der Armbrustjäger und Schildkämpfer, verblieb er einige Tage in großer Bewunderung.

Dann hörte er seine Rundschafter ab und ging mit einigen Bewaffneten auf einen benachbarten Berg, von wo er das Lager der Feinde offen sah; und es war klar, daß die feindliche Schaar in gutem Stande war, aber dennoch nicht so, daß sie gleich eine Schlacht wagen konnten. Da meinte er, im Vortheil zu sein; besonders rechnete er auf die Verehrung, die ihm die Seinen bezeugten. Und sogleich ließ er seine Leute unter die Waffen treten und rückte an den Feind und drängte fest gegen ihn an; also begann am nächsten Morgen ein blutiges und mörderisches Treffen. Während die Reihen bald nach hier schwanken und bald nach dort, schien es Rudolf, daß Zweitausend von den Seinen, die kräftiger waren, sich aus dem dritten Treffen loslösten und bis zu den Fahnen des Feindes vordrangen, in der Hoffnung, dadurch den Sieg zu erlangen; und so thaten sie, legten die Lanzen ein und fingen unter vielem Blut und mit großer Gefahr den Führer und alle Feldzeichen und Banner der Feinde. Und so blieb der Graf Sieger und vereinigte schnell die Truppen bei den Zelten, wo sie in guter Obacht unter den Waffen blieben, damit kein unvorhergesehener Zufall von Glück oder Kriegslust ihnen den Sieg wieder nehmen und dem Feind geben könne. Dann, als die Zeit gekommen war, frei und frohlich den Sieg zu benutzen, da die Feinde gänzlich aufs Haupt geschlagen waren, brachte der muthige Graf sein Lager aufs Neue in Ordnung und versah es so gut mit Leuten und Schutzwerten, daß es nicht nur zu hartnäckiger Vertheidigung, sondern auch zu neuen Siegen gerüstet war. Und da die Seinen den Grafen Rudolf hoch priesen und er mit Michele über das Geschehene redete, vernahm er, daß ein neuer Ruhm seiner Tüchtigkeit vorbereitet sei; denn nicht weit von jenem Ort war ein besetzter Engpaß, der von den Feinden behütet wurde; wenn man diesen genommen hatte, so würde man ein großes und reiches Königreich gewinnen. Deshalb sollte er allen Fleiß und alle Kunst anwenden, um diesen Engpaß zu nehmen. Der Graf hörte aufmerksam und mit großem Wohlgefallen zu und sprach: „Ich bin bereit und werde so umsichtig verfahren, wie ich irgend vermag, denn ich vertraue blind Eurem großen und ruhmvollen Heer.“ Und alsbald befahl er, Alles, was nöthig war, zu rüsten, und wandte sich mit seinem wohlvorbereiteten Heer wider die Feinde im Engpaß. Als er dort die Macht und Vorsicht des Hauptmannes sah und merkte, daß der Vortheil des Engpasses und die Waffen der Feinde und ihre Zahl die Arbeit schwierig machen würden, beschloß er, durch Kunst und Meisterschaft des Krieges zum guten Ende zu kommen. Und da er bemerkte, daß am Morgen ihnen die Sonne ins Gesicht schien und daß vom Mittag zum Abend ein großer Wind sich erhob, beschloß er bei sich, wenn die Sonne sich gedreht habe und dem Feind in die Augen schiene, die Schlacht zu versuchen; und so that er. Und sein gutes Glück wollte, daß an diesem Tag, wo er seine Reiter zum Angriff sandte, der Wind sich ganz besonders stark erhob und so viel Staub mitbrachte, daß der Feind nicht Freund und Feind unterscheiden konnte. Deshalb wandten sich Die, so den Paß bewachten, zur Flucht und unter Rufen und Schreien und Tönen der Trompeten und Trommeln gingen die Reiter des Grafen in den fast verlassenen Engpaß; der erschrockene Feind floh und Viele fanden den Tod. Der Sieg war so schnell und wunderbar, daß Jeder das Glück und die Klugheit solchen Führers zu den Sternen erhob. Und nachdem das Heer wieder geordnet war und einen Tag sich in einer herrlichen Ebene erfreut

und ausgeruht hatte, rückte es den folgenden Tag weiter gegen die Fliehenden und besam eine Stadt zu Gesicht, die sehr prächtig war, mit herrlichen Gebäuden und hohen Thürmen, und Michele sagte, daß hier der feindliche König wohne; und wenn man die Stadt mit dem König nehme, so sei die Schmach gerächt, der Krieg auf einmal beendet und nichts weiter bleibe zu thun übrig. Der Graf, dessen Muth wuchs, sprach: „Michele, ich habe so viel Vertrauen auf Gute und mutige Gesellschaft, daß binnen Kurzem Euer Wille erfüllt sein wird.“ Und so gut war Plan, Klugheit und Muth des Grafen, daß am folgenden Tag die Schlacht durch List und Waffen begann und die Feinde besiegt und die Stadt genommen wurde. Der König, der mit seinen Fahnen und kleinem Gefolge sich zurückgezogen hatte, floh bei dem plötzlichen Angriff, um sich nach dem Schloß zurückzuziehen; da ihn aber die Krieger des Grafen Rudolf verfolgten, blieb er in einem blutigen Handgemenge tot und wurde vom Pferd auf die Erde geworfen und die Fahnen wurden genommen. Auf diese Meldung betrat der siegreiche Graf die Stadt, ohne Plünderung oder weitere Noththaten zu erlauben, und ging mit erlesener Gesellschaft in das königliche Schloß. Als er hier eingetreten war, wurde vor ihn geführt die Königin, die an der Hand eine Tochter von vierzehn Jahren hielt, von wunderbarer Schönheit, zum größten Mitleiden aller Zuschauenden und unter vielen Thränen und Klagen. Als der Graf diese sah, konnte er die Thränen nicht zurückhalten. Dann tröstete er, so gut er konnte, die Königin; und in Anbetracht der Schönheit der Prinzessin beschloß er, sie zum Weibe zu nehmen; und da Michele und die Häupter des Heeres seinem Plan beistimmten, ließ er ausrufen, daß bei Todesstrafe Niemand weder einer Person noch Sache Gewalt anthun dürfe und daß außer seiner Wache Jeder die Waffen ablegen solle. So kam auf einmal die Stadt aus tiefstem Unglück und Verzweiflung zum größten Frieden und Vertrauen. Dann wurde ein prächtiges Fest bereitet zur Feier der Thronbesteigung des Grafen und der Braut und nach ihren Gebräuchen er zum König, sie zur Königin dieses schönen Reiches gekrönt. Das Land vergah die vergangenen Leiden, feierte und freute sich. Dem neuen König schien das Alles fast wie ein Wunder; und hochzufrieden mit seinem Königreich, seiner geliebten Gattin und der Zuneigung, die alle Unterthanen ihm erwiesen, hoffte er, fröhlich, glücklich und ruhmreich fortzuleben. Und in kurzer Zeit wurde die Königin guter Hoffnung und gemas zur Freude des ganzen Reiches eines wunderbar schönen Knäbchens.

Während diese Dinge glücklich ihren Lauf gingen, warf sich Michele mit seinem Schreiber dem König zu Füßen und sprach: „Erhabenster Fürst! Wir möchten, daß es Dir gefalle, uns für einige Zeit Urlaub zu geben, da wir einige Geschäfte zu beendigen haben; wenn sie geordnet sind, so werden wir zu Dir zurückkehren, bei Dir bleiben und fröhlich leben.“ Das schien dem König hart, da er sie sehr liebte, und sprach: „Ich will nicht, noch darf ich wollen, was Euch nicht gefällt; und wiewohl es für mich recht schwer ist, es auszuhalten, so will ich doch Alles, was Ihr wollt, und wenn es für Euch Tröstung und Annehmlichkeit ist, dann will ich achten, so sei es auch für mich.“ Nachdem sie also Urlaub vom König genommen, reiste Michele mit seinem Gefellen ab und der König blieb, obwohl er eingewilligt hatte, doch betrübt zurück. Und während sein Königreich zunahm an Reichthum und Macht durch weise Gesetze

und kluge Regierung, vergingen in Frieden und Freude viele, viele Jahre. In dieser Zeit hatte er nicht wenige Söhne und Töchter von seiner Dame, die über die Massen angenehm waren, schön und fein, so daß sie von seinen Unterthanen mit Bewunderung und Liebe betrachtet wurden, besonders der Erstgeborene, der durch seine guten Künste ein Gegenstand der Zärtlichkeit und Hoffnung Aller geworden war. So durfte der König sich den glücklichsten Sterblichen auf der Erde nennen. Da lehnte Michele mit seinem Gesellen zurück und wurden auf das Höchste vom König geehrt und gefeiert viele Tage lang. Später beklagte sich der König, daß sie so lange ausgeblieben seien und daß er in so langer Zeit keine Nachricht von ihnen bekommen habe. Hierauf sprach Michele mit schweremüthigem Gesicht: „Hoher König! Wir bitten Euch um Gott, daß Ihr mit uns nach Sizilien kommt, in einer sehr wichtigen Angelegenheit, die uns betrifft.“ „Was sollten wir in Sizilien auszurichten haben?“ fragte mit gefurchter Stirn der König; „es ist jetzt ungefähr zwanzig Jahre her, daß wir von dort abgereist sind und eine so weite Fahrt durch so viele fremde Völker haben wir gemacht, bis wir in dieses holde Gelände kamen, daß ich nie wieder aus Italien oder Sizilien Nachricht erhielt. Was sollten wir also dort suchen gehen? Der Kaiser Friedrich muß gestorben und ein neuer Herrscher eingesetzt sein. Besser ist es, dieses Reich zu behalten und zu regiren, dem es ohne König arg gehen würde, als Abenteuer zu suchen.“ Da antwortete Michele: „Ruhmreicher Fürst! Uns ist es nöthig, daß Du kommest; und es soll nicht zur Zerrüttung dieses Reiches sein. Denn Dein Sohn ist bereits von solchem Alter und so hohem Verstand, daß er selbst ein noch größeres Reich als dieses regiren und verwalten könnte.“ Der König glaubte sich Michele so verpflichtet, daß er es nicht abschlagen wollte; und so wählten sie den nächsten Morgen für ihre Abreise; und da der König sich ausrüsten wollte mit Geräth, wie es seine Eigenschaft erforderte, duldete es Michele nicht und that wie damals, als er von Sizilien abfuhr. Und da sie an das Ufer kamen, schifften sie sich bei gutem Winde ein; Alle nahmen zärtlichsten Abschied, besonders die Dame und sein Sohn, denen er die Verwaltung seines Reiches ließ. Und so schifften sie mehrere Monate mit günstigen Winden und sahen die Balearen und Korsika und Sardinien, die sie schon vor zwanzig Jahren gesehen hatten, und fuhren Sizilien an und kamen nach Palermo und stiegen aus dem Schiff und gingen ins königliche Schloß. Dort traten sie ein und Michele ließ ihn wieder an dem Fläschchen riechen. Da verwunderte er sich sehr, Alle versammelt zu sehen, die sie vor zwanzig Jahren dort gelassen hatten, und sprach: „Wie kann Das sein und was will Das bedeuten?“ Und ging die Treppe hinauf und trat in den Saal, wo der Kaiser saß mit seinen Baronen, die sich noch nicht an den Tisch gesetzt hatten und auch nicht fertig damit waren, sich das Wasser über die Hände zu gießen; und Friedrich saß ihn vor sich und begann: „Herr Rudolf, was will Das heißen? Ich glaubte, daß Ihr auf dem Wege seiet, das Geschäft dieser Meister zu vollbringen? Weshalb seid Ihr noch hier?“ Der Graf war ganz bestürzt über die Leute, die er hier sah, da er sie in fast der selben Verfassung gelassen hatte, und antwortete dem Kaiser nicht. Der Kaiser sprach von Neuem zu ihm: „Saget doch, Graf, aus welchem Grund Ihr nicht geht und nicht gegangen seid?“ Als der Ritter Dies hörte, antwortet er: „Heilige Majestät! Ich bin gegangen und habe

Alles ausgerichtet, was die Meister gewünscht haben. Die größten Thaten, die je gesehen, habe ich vollbracht, die mächtigsten Heere vernichtet, den König getödtet und ein großes Reich erobert, das wir noch jetzt besitzen, zu dessen Verwaltung ich meinen tapferen Sohn zurückgelassen, der achtzehn Jahre alt ist, nebst seiner Mutter, meiner Gemahlin und Königin, und meiner Schwieger. Jetzt aber ist nicht die Zeit, daß ich Punkt für Punkt Alles erzählen kann, wie es gesehen ist; sondern nach dem Essen, wenn die Tafel aufgehoben ist, könnt ihr Alles genau erfahren.“ Da verwunderten sich Friedrich und alle Barone und glaubten, der Ritter treibe eitel Scherz. Der Kaiser aber sprach mit ärgerlichem Gesicht: „Ihr nehmt Euch zu viel Freiheit mit Euren Worten. Wir wollen, daß Ihr die Meister in ihrem Geschäft zufrieden stellet.“ Herr Rudolf versicherte mit ernstem Gesicht, daß er sie gänzlich befriedigt habe, wandte sich zu Michele und dessen Schüler und sprach: „Ich bitte Euch, bekundet Eure Zufriedenheit.“ Da trat Michele vor und sprach: „Heilige Majestät! Es hat Gott und Eurer Freigebigkeit und Guld gefallen, uns als Kämpen diesen ausgezeichneten Baron zu geben, der unser Geschäft völlig in Ordnung gebracht hat, außer, daß wir ihn allzu lange behalten haben; deshalb sagen wir unsere Entschuldigung und danken Euch für Eure Gabe und ihm für seinen großen Dienst.“ Und nachdem sie Dieses gesagt, verschwanden sie zwischen den verwirrten Menschen und wurden nicht mehr gesehen. Wanderten sich Friedrich und alle seine Barone und wollten von dem Herrn Rudolf die Sache wissen; und da das Essen aufgehoben wurde, erzählte er Alles, was gesehen war, daß Jedem das größte Staunen erfaßte. Und da ihm der Kaiser zeigte, daß unmöglich sei, was er erzählte, weil sie nur wenige Augenblicke aus dem Saal verschwunden waren und die Tafeln noch so standen, wie er sie gelassen hatte und man noch nicht zu essen begonnen hatte, lachte er über sie und erzählte ihnen ganz sicheren Gemüthes von den entzückenden Orten, der Art, den Menschen und der Verwandtschaft des Landes; und indem er mit den Augen Michele suchte, damit Dieser bekräftige, daß es wahr sei, und ihn nicht mehr sah, ward ihm angst und er rief: „O, ich Unglücklicher! Wo ist mein Michele? Soll ich in einem Augenblick solches Gut verlieren, das ich mit so viel Blut und Schweiß in zwanzig Jahren gewonnen habe? O mein gesegneter Sohn, meine liebe Gattin, meine treuen Bürger, wann sehe ich Euch wieder? Nach solchem Glück, nun dieses Elend!“ Aus Mitleid begannen der Kaiser und die Barone, da sie ihn in solcher Meinung fest und beharrlich sahen, um ihn zu trösten, ihm seinen Irrthum zu zeigen, und hielten ihm den Beweis des Ortes, der Zeit und der Menschen vor, die er hier sah, ihr Alter und sein eigenes. Auf all Dieses antwortete er nichts weiter, sondern sprach: „Was ich gethan habe, weiß ich und Das könnt Ihr nie aus meinem Geist löschen, da es mir so viel Süßigkeit, Ruhm und Ehre gebracht hat.“ Und wollte nichts Anderes mehr hören, sondern berichtete mit Zärtlichkeit seine Reisen, unter vielen Thränen, wenn er von seiner Gattin und seinem Sohn sprach. Nie konnte man ihm diesen Glauben nehmen; und wenn er vorher der fröhlichste und unterhaltendste Ritter war, blieb er von da an nachdenklich und kummervoll über seinen großen Verlust, so lange er lebte.

Giovanni da Prato.



Wittes Goldwährung.

Auf einem der letzten internationalen Journalisten-Kongresse, der in Stockholm stattfand, hielt bei festlicher Tafel im schwedischen Königschloß der französische Vertreter eine Rede, in der er den König Oskar versicherte, es sei der Liebeshwürdigkeit des Königs gelungen, auch die Herzen der Republikaner zu erobern. Mit gutem Humor erwiderte der König, daß es ihn selbstverständlich freue, auch die Sympathie der Republikaner gewonnen zu haben, daß er doch aber zu seinem lebhaften Bedauern nun einmal „von Berufs wegen“ Royalist sei und bleiben müsse. Das scheint mir eine feine Bemerkung. Sie kennzeichnet sehr gut den nicht zu verwischenden Unterschied, der zwischen dem gemäßigtesten Republikaner und dem radikalsten Royalisten noch besteht.

An König Oskars Worte muß ich immer denken, wenn die Rede auf die Reise des Zaren nach Frankreich kommt. Was geschickte Diplomatenhände da zusammengeloppelt haben, ist unzweifelhaft ein widernatürliches Bündniß. Denn wenn bei einem Monarchen der Welt das stolze Selbstgefühl des Royalisten „von Berufs wegen“ eine Berechtigung hat, so ganz sicher beim Herrscher aller Reußen. Der Zar mag keine Unwahrheit gesprochen haben, als er bei seinem ersten Besuch in Paris die Schönheit Frankreichs lobte. *La belle France*: es ist eine der wenigen französischen Lebensarten, die man wörtlich nehmen darf. Es ist daher kein Wunder, daß auch der jugendliche Zar für die Schönheit Frankreichs nicht unempfindlich ist. Aber nicht Berg und Thal, Wolken und Wasser, Paläste und Kathedralen machen ein Land aus; der wichtigste Bestandtheil seiner Art ist das in ihm lebende Volk. Und ob nicht, bei aller Empfindung für die Schönheit des Landes, der brausende Jubel republikanischer Volksmassen eine gewisse unbehagliche Stimmung im Herzen des Zaren weckt, bleibt eine berechtigte Frage. Es hat ziemlich lange gedauert, bis Nikolai Alexandrowitsch sich wieder einmal der französischen Freundschaft erinnerte; und wenn die umlaufenden Nachrichten nicht falsch sind, ist es der russischen Diplomatie nicht leicht gefallen, ihn zu einem zweiten Besuch in Frankreich zu bewegen. Tiefer als jeder andere Fürst mag der Weiße Zar fühlen, daß es eine für gekrönte Häupter nicht ganz passende Rolle ist, sich gegen klingende Münze zur Schau zu stellen. Eine andere aber ist es doch schließlich nicht, die Herr Witte, Rußlands mächtigster politischer Rathgeber, seinen hohen Herrn spielen läßt. Man kann sich nicht darüber täuschen, daß die unnatürliche franko-russische Alliance nur durch die russische Geldnoth zusammengeschweißt ist. Fast jedesmal noch hat Rußland nach einem besonders feierlichen Bekenntniß zu diesem Bündniß eilig an die Thüren der französischen Bankhäuser geklopft. Die reichste Ernte brachte dem kaiserlich russischen Finanzministerium die weithin brausende Hochfluth der Begeisterung, die in Folge des ersten Zarenbesuches über Frankreichs Auen sich ergoß. Seitdem sollten die Beziehungen etwas lockerer geworden sein. Auch der französische Geldmarkt konnte die Millionen und Abermillionen der russischen Anleihen in so kurzer Zeit nicht vertragen. Und in Rußland erkannte man nach und nach die Nothwendigkeit, die kaum noch glühende Asche des zusammengefunkenen Freudenfeuers durch eine frische Begeisterung neu anzufachen. Die zweite Kaiserreise scheint Herrn Witte das dazu natürlich geeignetste Mittel; der Zar selbst soll den Blasebalg in Bewegung

leben. Selbstverständlich wird auch diesmal feierlich bestritten, daß eine neue Anleihe aufgenommen werden soll. Aber ausbleiben wird sie trotzdem wohl nicht.

Daß Rußland in der nächsten Zeit eine neue Anleihe aufnehmen muß, ist gar nicht zu bezweifeln; und wenn man zwischen den Zeilen der Auslandsberichte unserer großen Zeitungen zu lesen versteht, sieht man nur allzu klar auch den Grund, weshalb diese Anleihe gerade jetzt von besonderer Wichtigkeit ist. Rußland ist in der Aufnahme von Anleihen überhaupt unerfulllich. In den letzten beiden Jahrzehnten sind von Deutschland und Frankreich Milliarden über Milliarden in die Kasse des russischen Finanz-Departements geflossen. Dafür kann man aber dem genialen Witte das Lob auch nicht vorenthalten, daß unter seiner Regide, wie in der Ergänzung des Eisenbahnnetzes, so auch namentlich in der Festigung der Finanzverhältnisse Erstaunliches geleistet worden ist. Seine größte That aber war ohne Zweifel die Einführung der Goldwährung in Rußland.

Die durch die neue Währung geschaffene und gewordene Situation ist es augenblicklich, die die Nothwendigkeit neuer Auslandsanleihen dringend nahelegt. Wenn ich die Einführung der Goldwährung Wittes größte That nannte, so will ich damit nicht gesagt haben, daß es auch seine glücklichste That war. Zunächst war sie nur ein großes Wagnis; erst später kann uns die Wirkung lehren, ob die Einführung der Goldwährung in ein Land schon berechtigt war, in dem diese wichtige Veränderung auf so eigenartige, so schwierige Verhältnisse stieß. Als die anderen europäischen Staaten zur Goldwährung übergingen, waren sie meist schon hochentwickelte Industrieländer. An Japan sehen wir das klassische Beispiel dafür, daß erst auf einer gewissen Stufe der Wirtschaftsentwicklung das Bedürfnis nach einer Aenderung der Währung sich einstellt. Auch die Frage der Goldwährung ist in letzter Zeit vielfach mit politischen Beziehungen verwickelt worden; aber ich möchte für die Art der Währung — cum grano salis verstanden — Das anführen, was ich schon jüngst für die Frage der Zollpolitik andeutete: wirtschaftspolitische Maßnahmen lassen sich immer nur aus Gründen der Zweckmäßigkeit beurtheilen. Unter den heutigen Weltverhältnissen bedeutet die Einführung der Goldwährung gewöhnlich eine Stabilisirung der Valuta. Eine solche Stabilisirung mag auch für Agrarlander von hoher Bedeutung sein. Rußland ist nun aber, bis auf wenige Distrikte an der Westgrenze, namentlich bis auf Polen, noch ein reines Agrarland, dessen Werth in allererster Linie im Grund und Boden steckt. Das umlaufende Baargeld fehlt. Im Zusammenhang damit steht auch in Rußland der für alle Agrarlander typische hohe Zinsfuß. Herr Witte war, da sein Land selbst nicht genug Gold produziren kann, klug genug, einzusehen, daß zugleich mit der Einführung der Goldwährung eine Förderung der Industrie versucht werden mußte. Aus dem Lande selbst war keine Industrie hervorzuzaubern; sogar in dem mit Rohprodukten reich gesegneten Polen ließ eine Dauer verheißende Industrie sich nicht aus der Erde stampfen. Herr Witte versuchte daher, fremde Kapitalisten ins Land zu ziehen. Seine Schutzoll-Politik war darum darauf gerichtet, möglichst viele fremde Kapitalisten zur Gründung neuer Fabriken in Rußland selbst zu veranlassen. Die Kapitalisten kamen; und die Fabriken gediehen auch wirklich. Das belgische, französische, deutsche Kapital — auch englisches war dabei — fand einen recht guten Zinsgenu. In kluger Voraussicht legte Herr Witte den Ausländern gewisse Beschränkungen auf. Er verlangte, an der Spitze russischer Aktiengesell-

schaften müßten russische Unterthanen stehen, und stellte auch andere Bedingungen ähnlicher Art. So lange der Aufschwung im industriellen Leben Europas auch in Rußland den gewerblichen Horizont vergoldete, bewährte sich Wittes System. Nun aber kam der Tag des Krachs. Mit der Industrieförderung hatte sich auch an den russischen Börsen zur selben Stunde die Ueberspekulation eingestellt. Unsinntige Gründungen waren an der Tagesordnung. Namentlich in Brüssel waren eine Zeit lang für russische Aktien keine Preise hoch genug. Dann erfolgte der Zusammenbruch und gerade jetzt leidet Rußland schwer an den Folgen dieser Krisen. Die Aktien der russischen Gesellschaften strömten massenhaft ins Land zurück; und wenn Herr Witte sich auch eifrig bemüht, den russischen Banken die Interventionenkäufe zu ermöglichen, so konnte er doch nicht verhindern, daß ein großer Theil des ausländischen Kapitals durch die Aktienverkäufe wieder ins Ausland zurückfloß. Darauf ist zum größten Theil auch die Verschlechterung der russischen Handelsbilanz und die damit zusammenhängende Abnahme der Goldbestände der russischen Reichsbank zurückzuführen. An und für sich ist natürlich eine Verschlechterung der Handelsbilanz noch kein ungünstiges Symptom. In industriell stark entwickelten Ländern kann sie durch einen zunehmenden Eigenverbrauch und eine gesteigerte Einfuhr von Rohmaterialien zu erklären sein. Das dürfte aber für Rußlands Wirtschaft wohl nicht zutreffen. Dort ist vielmehr eine Verminderung der Ausfuhr eine Gefahr für die Goldwährung. Diese Gefahr hat der kluge Herr Witte auch gewiß vorausgesehen, aber wohl gehofft, beim Eintritt einer Aenderung der Verhältnisse würden die Russen von den fremden Industriellen schon so viel gelernt haben, daß die russische Industrie künftig auf eigenen Füßen sich fortbewegen könne. Für diese ganze Berechnung ist die Krisis nun zu früh gekommen. Herr Witte muß nun nach einem Auskunfts Mittel suchen, um die fortströmende Geldmenge zu ersetzen. Und dieses Ziel wird er nur durch eine im Ausland aufzunehmende Anleihe erreichen können.

Die russische Währungs politik ist heute also an einem kritischen Punkt angelangt. Auf die Dauer kann Herr Witte durch Anleihen im Ausland das Gold, das er braucht, nicht beschaffen. Nur die Kräftigung der russischen Industrie könnte ihm seine Goldbestände dauernd sichern; und so wird sich jetzt zeigen, ob die russische Industrie und die Goldwährung nur Treibhauspflanzen waren oder ob sie auch unter den rauhen Witterungsverhältnissen der Wirklichkeit fortleben können. Bleibt die russische Industrie schwach, dann niht auch die wärmste Freundschaft mit Frankreich auf die Dauer nicht. Der ganze stolze Bau der Goldwährung und der Industrie muß dann über Nacht zusammenbrechen.

Plutus.



Sommeroperu.

In zweiundzwanzigsten Mai 1872 wurde auf dem Hügel bei Bayreuth der Grundstein zum Festspielhaus in die fränkische Erde gesenkt. Den Bau, der dort sich erheben sollte, wünschte der „Meister“ geweiht „von dem deutschen Geiste, der über die Jahrhunderte hinweg Thun seinen Morgenruß zusaucht“; so ließ es in der Ansprache an die Freunde und Helfer zur Verwirklichung seines

Lebensgedankens. Auch in dieser Bestrebe jedoch fehlte neben dem Ausdruck idealsten Vertrauens in das Mögliche die dem starken Temperament Wagners eigene Note der skeptischen Einsicht in das Wirkliche nicht. Von der „Nation“, die dieses Theater errichtete, wollte er nichts hören, nichts wissen von einem „Nationaltheater in Bayreuth“. Die deutsche Nation sollte sich erst das Recht verdienen, diesen Namen dem persönlichsten, unter und trotz den höhnvollsten Anfeindungen der Zeitgenossen zu Stande gebrachten Werk bereinst vielleicht geben zu dürfen. Das war vor beinahe dreißig Jahren. Und gerade ein Vierteljahrhundert ist's her: da erklang zum ersten Mal aus den unsichtbaren Tiefen des bayreuther Orchesters, die schlichte, verdunkelte Säulenhalle des Amphitheaters mit magischen Schauern umwebend, der lang ausgehaltene, den „Arzustand vollkommener Ruhe“ ausbreitende Grundton des Orgelpunktes in Es, entfaltete der sich theilende Vorhang die dämmernde Nacht auf dem Grunde des Rheins, aus der den zauberhaft befangenen Sinnen mählich, im matt herunterdringenden Licht des blauen Tages, die schwebenden Schatten zu den rhythmisch wogenden Gestalten Voglindens, Wellgundens und Hofschildens sich wandelten, der jungen Töchter des alten, heiligen Stroms . . .

„Ihr glücklichen Augen, was je Ihr gesehn, es sei, wie es wolle, es war doch so schön!“ Oulens singt, Fausts Thürmer, als ihm, dem Alternen, die Abendshatten das liebgewohnte Bild der Welt verhallen, das mit äusserem und innerem Sinn zu erschauen ihm Inhalt und Liebe des Lebens bedeutet. Und wie es auch geworden sei, ob des Meisters bayreuther Schöpfung bald von übertriebender Ekstase, bald von nörgelnder Hassimperei in schroffen Gegensätzen gewerthet wird: es sei, wie es wolle, es war doch so schön! Wer es erlebt hat, erst das zwischen Zweifel und Zuversicht wechselnde Bangen und Bangen vor dem Thatwerden dieses einzigen Gedankens, in dem die Sehnsucht nach künstlerischer Kultur eines Jahrhunderts den Ausdruck fand, dann die packende Gewalt jener ersten Aufführungen selbst, wer da wegzusehen verstand von den Karrentänzen der bayreuther Detwische — was Rücksicht, trotzdem wir ihm die Lehre vom Wegsehen danken, leider nicht vermochte —, Der fand in Bayreuth für dieses ganze Kunstgebiet die Erfüllung kühnster, aber auch reifster Wünsche. Und einen verpflichtenden Maßstab, wie künftig ernste musikalisch-dramatische Kunst zu betreiben sei.

Im milden Klima von Hellas wurden die Anthesterien, die auch dem Dionysos geweihten Blumenfeste, schon am Ende des Februarmondes gefeiert und gingen den großen Dionysien voraus, die in Athen im März stattfanden, in der attischen season; da mochten dann die durch die ländlichen Frühlingserntefestlichkeiten vorgestimmten vor der Szene des Aischylos und Sophokles die höhere Weihe der eigentlichen Kunstmetropole empfangen. In rauheren deutschen Landen mußte man, um Griechenland nachzustreben, schon einige Monate zugeben. Auch eine leidliche Stimmung oder gar Vorbereitung zu würdigen Kunstfesten kann bei uns erst dann vorausgesetzt werden, wenn die holde Zeit herangerückt ist, da man die Gurken zum Säuern einlegt, wenn das Sommergeschäft abgemacht, die Börse verflaut, Universität und Schule geschlossen und die Staatsmaschine auf halbe Kraft gestellt ist. Darum ersah sich Wagner für seine Spielzeit die Wende von Juli und August. Da, durfte er hoffen, mochte der Deutsche für Kunst noch am Meisten empfänglich sein. Als wesentlichster Umstand aber sprach

für diese Zeit, daß er nur da auf die von den ständigen Theatern Verlaubten rechnen konnte. Ob er auch auf die Leute mit dem obligaten Rundreisebillet, in das Bayreuth ja leicht einzubeziehen war, spekulierte? Auf den Schwarm, der allsommerlich zur Erholung in Denschredenhausen ausschwärmt, weil er sich leisten kann? Sicher nicht; sein liebster Gedanke war vielmehr, seine Kunst den nach ihr Verlangenden und ihr Bewachsenen ohne alle Bezahlung darzubieten. Die „Sommeroper“ Bayreuth sollte kein Geschäft sein, sondern ein Fest für festlich gestimmte, gewählte Gäste.

Solches Wünschen hat sich, wie Jeder weiß, gleich beim Beginn als Utopie erwiesen: man mußte schnelles Geld nehmen, je mehr, desto besser. Zumal der drohenden Nothrede vorzubeugen war, dieses Werk sei nur dadurch möglich geworden, daß ein geisteskranker König ihm Summen beigegeben habe, die ein seines verantwortlichen Verstandes mächtiger wichtigeren Forderungen seiner Regentenpflicht nicht entzogen hätte. Darum muß man dieses Darlehen zurückzahlen trachten. Und trotz den ungeheuren Summen, die Bayreuth eingebracht — freilich durch Vorbereitung neuer Werke, durch immer gesteigerte Bezahlung der Künstler auch verschlungen — hat, ist die finanzielle Gestaltung des Unternehmens, wie glaubwürdige Leute versichern, auch heute noch eine keineswegs sorgenlose. Doch den Betrachtern schien es ein glänzendes Geschäft, das nachzuahmen oder, wenn es gelingen wollte, an sich zu reißen, wohl lohnte. Zuerst begriff man Das in München, wo man schnell, wohl nur der dortigen Hoftheaterkasse zu Liebe, Wagners vergessenes Jugendwerk „Die Feen“ ausgrub, damit man, wie Bayreuth den Parsifal, auch ein sonst nirgends gegebenes Werk des Meisters habe, dann einige andere Opern zu besonderer Parade herrichtete und so ein Bayreuth zur Vor- oder Nachkur schuf. Denn gewöhnlich lautete ja das Rundreisebillet: Bayreuth-Nürnberg-München oder umgekehrt. Nach den auch an deutschen Hoftheatern jetzt geübten Verwaltungsgrundsätzen hätte ein Intendant die Entlassung verdient, der die günstige Konjunktur nicht wahrgenommen und solche Unachtsamkeit etwa mit dem Hinweis auf sein künstlerisches Taftgefühl verteidigt hätte. Das war jedoch nur Dilettantenarbeit. Herr von Poffart erst, der Schillers Räuber oft genug vortrefflich in Szene gesetzt hat, kannte Spiegelbergs Rezept, das Handwerk ins Große zu treiben. Da lag ein weites Feld, das man nur nicht so eigensinnig einseitig wie der Mann von Bayreuth bebauen durfte, sondern noch weiterer, in dreißig Jahren deutscher Reichskunstindustrie gewonnener Einsicht. Sollte das Festspielhaus nicht anfangs überhaupt in München stehen? Dieser alte Plan mußte, wenn er jetzt wieder aufgenommen wurde, klugen Spekulanten reichen Lohn abwerfen. Die Selbstbetheiligung eines allmächtigen Intendanten, der auf ein königliches Testament sich berief, versprach da eine sichere Grundrente. Ging das Geschäft wider Erwarten etwa doch flau, so war das Prestige der Hoftheaterverwaltung eine starke Garantie: das unter dem Protektorate des Reichsverwesers als Zweig der Hofinstitute geführte Unternehmen darf nicht scheitern. Und der Geschäftsmann Herr von Poffart durfte am Einweihungstage des Prinzregententheaters einer wohlgelungenen Gründung und Spekulation sich freuen. In einer schlimmen, trübseligen Zeit führte er in München den künstlerischen Idealismus des deutschen Volkes zu einem glänzenden Sieg. Und da der Künstler Ernst Poffart der vorhin erwähnten Verpflichtung sich wohl ein-

gedenk zeigte, da Bayreuths Beispiel der neuen Schöpfung im Großen wie im Kleinen, äußerlich und innerlich, die Richtung gab: wer wollte da bestreiten, daß er, früher der von Wagner inbrünstig gehassten Theatervirtuosen schlimmsten einer, nun der echte Erbe und Verwalter wagnerischen Willens sei?

Im Prinzregententheater ist auch Alles sehr schön und gebiegen. Poffart ist ein trefflicher Regisseur, Zumppe ein von Kosthetenschnullen freier, stark empfindender und eben so vermittelnder Dirigent, Karl Lautenschläger ein unermüdblich neu schaffender Bühnentechniker. Nur die Sänger sollen zu wünschen lassen. Aber woher nehmen, ohne zu stehlen? Und wenn man selbst stehlen wollte? Vielleicht aber ist es Poffarts Achillesferse, daß er auch mit Mittelgut auszulangen meint. Eine Neigung, die bei langgebienten, gewiegten Theaterpraktikern leicht sich einstellt: sie haben zu lange erfahren, daß überall, wies im Theaterjargon heißt, mit Wasser gekocht wird, und vertrauen zu fest auf ihre Kochkunst; die feine Zunge für wirklich auserlesene Güte des künstlerischen Materials, die sich der kunstempfindende Laie in der Regel länger bewahrt, geht ihnen verloren. Aber wirklich: es geht auch so und geht sehr gut. Die Zukunft wirds beweisen.

Was dürfte des Deutschen Reiches Hauptstadt darum geben, wenn in ihr endlich ein Praktiker und Künstler wie Ernst von Poffart des jammervoll darniederliegenden Opernwesens sich annähme! Vor vielen Jahren hoffte man einmal auf Angelo Neumann, den Direktor des prager Theaters, der eine zweite Oper großen Stils in einem zwischen W und SW zu errichtenden, entsprechenden Prachtbau schaffen sollte oder wollte. Aber was sind hier solche Hoffnungen und Entwürfe? . . . Höchstens Sache Deyer, die, kurzsichtig, nicht sehen und wußten, daß der genialisch beanlagte Mann, der eine glänzende Entfaltung der musikalischen Großmacht am Opernplatz heraufführen würde, allbereits im Intendantenbureau der königlichen Theater webte und wirkte und daß man den Mann aus Prag ruhig bei der Beklebung der Ueichen lassen konnte. Wer das Glück gehabt hat, später als acht Tage vorher zu irgend einer Aufführung des Ringes, der Carmen oder der Zauberflöte noch einen Platz im berliner Opernhause zu bekommen, Der darf bestreiten, daß Herr Georg Pierson, Geheimrer Regierungsrath, ein halbes Duzend Angelos aufwiegt. Um dem Andrang überhaupt nur Dünne und Schleusen zu errichten, hat er sich, schmerzlich genöthigt, entschließen müssen, die Vorstellungen schlecht und immer schlechter zu machen; wovon wirklich nach vielen Mühen endlich erreicht hat, eine Aufführung des Ridelungensings sehen und hören zu dürfen, Der schreibt dann wenigstens aus. Der kommt nicht wieder; und so wird für Andere, des Heils noch nicht Theilhaftige, Raum geschaffen.

Es giebt im Pflichtenkreis einer Theaterleitung nicht viel Schlimmes, das dem Herrn Geheimrath öffentlich und unwidersprochen nicht schon zur Last gelegt worden wäre; aber er macht glänzende Geschäfte und lächelt. Seine Leute schreien in den Bierhäusern aus, daß nur die läderlichsten Proben veranstaltet werden, daß, wie normal in jeder Saison, nachmittags nicht, mühen, mit welchem Pohengrin, Sachs, mit welcher Carmen oder Elisabeth sie abends singen werden; die Kapellmeister haben die Devise Je m'en fêche auf ihre Keisefoffer geschrieben und freuen sich ihrer Stellung nur, wenn sie fern von Berlin konzertiren. Was nützte ihnen auch der Eifer, wenigstens die spärlichen Werke, denen sie eine gründliche Vorbereitung widmen durften, unter strenger Leitung zu-

sammenzuhalten? Wenn nicht vor der ersten Vorstellung schon, dann sicher in der zweiten oder dritten fährt ihnen ungefragt eine vom Geschäftsspürsinnersonnene Bureauverfügung in das sorgsam bereitete Gewebe des Ensemble. Und fragt man die Reihe herum, eben Kapellmeister, Sänger, Musiker, meist doch vom besten Willen besetzte Leute, wie Das möglich sei, so zuckt Jeder die Achseln. Es ist so; und da zu keiner Zeit das Budget der königlichen Theater so günstig gestanden hat, ist es gut. Wird einmal die öffentliche Stimmung schwül, so tritt eine wundervoll gestimmte Vorsehung in Aktion, all diesem Treiben von Zeit zu Zeit eine weithin leuchtende Gloriole zu leihen. Richard Wagner wollte weder von einheimischen noch von ausländischen Fürsten Orden: er wollte sein Werk und, wenn es sein konnte, das Verständniß der Großen, die das Volk führen, für dieses Werk. Welche Ehren aber hätte er verdient und, falls Bayreuth unter Wilhelms des Zweiten Regierung entstanden wäre, sicher auch empfangen, wenn Camille Saint Saëns jetzt den preussischen Orden Pour le Mérite erhalten konnte! Für die endlich nach langen Jahren ermöglichte Aufführung seiner Oper Samson und Dalila, die vor einem Vierteljahrhundert schon in Weimar geleistet worden ist, für dieses tüchtige, geistvolle und in einer großen Szene auch zu echter Poesie der Tonkunst sich steigende Werk, das aber doch in keinem Takt neben eine der Großthaten der deutschen Meister sich stellen darf, die die Entwicklung der modernen Musik getragen haben. Ein blendenderer Nimbus kann die berliner Oper unter Georg Viersons Leitung kaum umhüllen, als ihr dieser Vorgang verleiht, — aber die Erinnerung an die Karikatur, die gerade die Einstudirung dieser Oper dem Beobachter darbot, kann selbst er nicht verdrängen.

„Man wird hier so schlecht“: mit diesen Worten hat einst eine „sehr talentvolle“ berliner Hofopernsängerin des bayreuther Meisters Einladung, bei den Festspielen mitzuwirken, abgelehnt. Das war natürlich noch während Hülssens, des Welteren, glorreicher Aera. Es wäre aber leicht, nachzuweisen, daß es heute gewiß nicht besser steht, daß die kaum zu überbietende Zuchtlosigkeit die besten Anlagen verkümmert. Und ganz schlecht, ganz urtheillos ist das berliner Publikum in solcher Schule geworden. Was jetzt in Berlin an Opernkunst geleistet werden darf, ohne daß ein lauter Protest erschallt, wird anderswo Niemand für möglich halten. In Spontinis und Rüstners Zeiten hätten solche Zustände eine Revolution — natürlich eine Theaterrevolution, wie man sie damals liebte — veranlaßt. Doch hat man hier zwei ganz entgegengesetzte Erscheinungen auseinanderzuhalten: Liebe und Geschmack für symphonische Musik ist seit Bülow's — natürlich: Hansens — reformatorischem Wirken, wie in ganz Deutschland, auch in Berlin stetig gestiegen. Will man eine reine Kunstfreude genießen, die, selbst wo das Beste geboten wird, doch immer in hohem Grade abhängig sein wird von der sozial sich äussernden künstlerischen Temperatur, so sucht und findet man sie in den symphonischen Konzerten der königlichen Kapelle unter Weingartner, in denen der Philharmonie unter Nikisch. Wahrscheinlich genügen aber diese auf reiner Kunsthöhe sich haltenden Darbietungen auch allem Bedürfniß des überhaupt vorhandenen urtheilsfähigen Publikums; und ganz gewiß kann die mißhandelte berliner Hofoper einzig dadurch ihren Platz umangefochten behaupten, daß das treffliche und durch die meist festlich gehobene Thätigkeit in den Konzerten gestählte Instrument ihres Orchesters einfach nicht anzubringen ist. Dieses Umstandes

Bedeutung müßte Jeder begreifen, der in Berlin Opernkunst darbieten will, und sich ein mindestens gleichwerthiges Instrument schaffen. Diese Basis dürfte nicht fehlen, wenn trotz der Minderwerthigkeit des ersten ein zweites Institut gedeihen sollte, eins für Leute, die in jedem Winter ihre neun Beethoven bei Weingartner oder Nikisch anhören und nur so noch eine Oper überhaupt erträglich finden. Da Das aber nicht begriffen wird und nicht geschieht, muß das Niveau jeder berliner Konkurrenzoper noch tiefer als das der Königl. sein, — zu deren Glück!

Wenn früher in der Charlottenburger Flora irgend eine zusammengestoppelte „Sommeroper“ sich etablierte, dann legte kein Mensch ihr mehr Bedeutung bei als anderen Sonntagvergnügungen in den Vororten. Das hat sich geändert, seit dieses Genre im Reichbild der Stadt heimisch geworden ist. In der ernsthaftesten Weise hat die Presse diesen ganzen Sommer lang von dem lebhaftesten Operntreiben in der Hauptstadt berichtet; hat gelobt bis über den Klee, vielleicht, um endlich einen anhaltenden Erfolg zu Stande zu bringen und dann Ruhe zu haben, aber immer doch mit so wichtiger Miene, daß fern Bleibende glauben mußten, hier handle es sich wirklich um der Menschheit große Gegenstände. Daran mußten sich die Musikkritiker gewöhnen, seit im Theater des Westens eine zweite Oper ein ständiger Faktor unseres Kunstwesens geworden ist. An diesem Theater des Westens aber konnte man auch gleich den Maßstab erkennen, nach dem hier gemessen wird. Ein betrübender, wie es freilich bei einem Direktor, der auch keine blasse Ahnung vom Opernwesen hatte — seiner Vergangenheit nach auch nicht zu haben brauchte —, nicht anders sein konnte; merkwürdig war nur, daß dieser Direktor nicht für nöthig hielt, irgend eine administrative, musikalische oder regiefähige Kraft ersten Ranges an sich zu ziehen, sondern frisch und fröhlich, wie man das „Versprechen hinterm Herd“ oder sonst eine Oberbayerei mit Gefang auf die Bühne stellt, an die ernste Opernliteratur heranging und selbst vor Schwierigkeiten, wie Rubinsteins Dämon sie bietet, nicht zurückschonte. Natürlich klappte und klapperte Alles auseinander, weil Alles unzulänglich war: das unproportionirte und viel zu schwache Orchester kreischte in den mehr von architektonischem Größenwahn als irgend welchem Kunstverstand erfonnenen Theaterraum; der schlecht und viel zu schwach besetzte Chor mußte stets sich überschreien; die Sänger fanden nur in seltensten Zufallsmomenten ein Verhältniß zu Raum und Orchester; die Inszenirung versteckte hinter roher Routine Mangel an Mitteln und Geschmack. Das war Berlins so lange ersehnte zweite Oper! Ich beilege mich, hinzuzufügen, daß maßgebende Beurtheiler im vergangenen Winter eine wesentliche Besserung konstatarren. Vielleicht hat die energische Willi Lehmann, der gastirende Star der Saison, die rathlosen Köpfe der Leitung zurechtgerüttelt und vielleicht merkte man allgemach, wenn auch sehr langsam, was eine Oper in der Reichshauptstadt zu leisten hat, wenn sie ersten Erfolg haben will.

In Berliner Theater hatten wir eine Sommeroper. Sechshunddreißig Musiker mit auseinander sahvender Stimmung im Orchester, je zwölf männliche und weibliche Chorsänger, etliche unter qualvollen und doch erfolglosen Mißhandlungen ihrer Kehlköpfe agirende Darsteller, die wie Opernsänger sich geberdeten, Herr Kammerjäger Bruck, der . . . unwohl war und deshalb mit ungewöhnlicher Energie jeden Ton und jede Bewegung daneben hieb: das Ganze sollte Rossinis

Tell vorstellen. Nachdem ich den Angstschweiß getrocknet, den mir des Fischers Arie ausgepreßt, die Seekrankheit überwunden, die mir Laintett und Nynale des ersten Aktes verursacht hatten, ergriff ich die Flucht; der jubelnde Beifall aber, der dem Akt nachbröhrte, belehrte mich, daß meine krankhafte Empfindlichkeit in schlimmer Dissonanz mit der hier gezeitigten Kunstkultur stehe.

Die andere, die Norwiy-Oper, hat im Schillertheater seit ein paar Jahren verstanden, das dort den Winter über heimische unverdorrene und anspruchlose Publikum auch für den Sommer beisammen zu halten. Die Overture zur Weißen Dame wurde von dem kleinen Orchester geschmackvoll und präzis gespielt. Der Chor, der hier sogar dreißig Köpfe stark ist, versicherte mit einschmeichelnder Sicherheit, daß „die Bergbewohner vereint seien“, und Herr Bötel, der Unverwundliche, sang seinen George Brown mit der allmählich gewonnenen falschen Spielroutine, die von Theodor Wachtels berühmter Bühneneleganz auf unsere lyrischen Tendenz vererbt ward. Er ist wirklich charmant, dieser Bötel, und wenn er an passender Stelle einen in größerer oder geringerer Nachbarschaft des hohen C gelegenen Ton hinausschmettert, versteht man gerührten Herzens, daß die Leute, denen für elf Zehnpfennigstücke — Garderobe inbegriffen — nun schon viele Jahre das beste berliner Schauspielrepertoire geboten wird, sehr glücklich sind, zu nicht theureren Preisen in der Sommeroper Genüsse zu empfangen, die sonst Privilegium der vom Herrn Pierjon in Beschlag genommenen Gesellschaftsclasse sind. Warum aber immer den Kostengeist mehren? Auch in Herrn Pierjons Dependancen am Königsplatz bekommt man schon für eine Mark fünfzig einen ganz schönen Platz auf der Tribüne des ersten Rangcs und kann dort Manfell Augot, Mikado und Nledermans, in feinstenener Korrektheit und Humorlosigkeit gespielt, genießen. Die Abonnenten der Oper im Schillertheater sollten sich vor Einseitigkeit hüten. Die Generalintendantz der königlichen Schauspiele, die das so vielseitige Genüsse bietende Etablissement am Königsplatz jetzt verwaltet, ist wirklich ohne jede Eifersucht und kennt keinen Notizenneid. Daher gestattete sie auch der allernuesten Bühnenkunst, sich dort zu entfalten. Das hat nun wirklich Berlin noch ganz allein, dieses „Trianontheater“, wo man „lebende Vieder“ aufführt. Die Sache ist natürlich sehr schwierig; darum weist das Direktorium einen ganzen Generalstab entschlossener Kunstreformatoren auf. Und was geleistet wird, ist einfach unsagbar schön und neu. Bleibt noch ein Wunsch zurück, die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts für wahre Kunst zu entflammen, wenn man dort Vieder von Marie Madeleine, der Sängerin von Supros und seiner schönen Freiheit, in der lieben, holden Realität eines in schwül abgestimmtes Milieu versephten Bühnenspiels sehen, hören, riechen und fühlen kann? Nein! Gaby muß erbleichen.

Das Jubiläum in Bayreuth, das neue Olympia in München: an die Reichshauptstadt reicht Das doch nicht heran. Wir haben hier Kunst in Hülle und Fülle. Zwei Sommeropern, drei Operettenbühnen, Buntes Theater, Sesslion-Charivari, Wintergarten (jetzt eine Mark!), Metropolis, Apollo, Trianon und bald noch den ersten Ueberwettlbaron in der Köpenickerstraße, ferner das Cabaret für Bühnenkunst „Teloplasma“ . . . Ein Omorraha? Vielleicht; aber ein langweiliges, kunst- und wigloses, nach dem Voths Gehälste, wenn sie ihn einmal glücklich entflohen wäre, sich gewiß nicht ansehen würde.

Max Martensteyg.